

ANDREAS KIRSCHHOFER
WALTER POLLAK
Den
SOWJETS
ins
Gesicht
geschaut

Walter Pollak
Andreas Kirschhofer

Den Sowjets ins Gesicht geschaut

Bestechend wirken die kurzen, prägnanten Formulierungen, die lebendige Schilderung der sowjetischen Wirklichkeit, deren Wert durch ein instruktives Skizzenbuch der Kamera noch vermehrt wird. Das aktuelle Problem der Koexistenz erfährt im letzten Kapitel eine treffende Würdigung.

Basler Nachrichten

Nüchtern, ohne propagandistischen Effekt ... Sowjetrußland, gesehen aus dem Blickwinkel unbestechlich beobachtender und wertender Zeitungsmänner.

Oberbayrisches Volksblatt, Rosenheim

Die beiden Autoren haben sich ihre Arbeit nicht leicht gemacht und ein durchaus ernstzunehmendes Buch geschrieben. So haben sie nicht nur überaus sachlich ihre Eindrücke von der Sowjetunion geschildert, sondern sich auch gründlich mit den verschiedenen Erscheinungsformen der bolschewistischen Gesellschaft auseinandergesetzt.

Radio Wien

... einer literarischen Arbeit, deren Anlage und Gestaltung mehr sein will und mehr ist als ein bloßer Reisebericht. Bücher wie das vorliegende sind zweifellos geeignet, das wirkliche Rußland von heute — und von morgen — dem Westen vor Augen zu führen.

Tagesspiegel, Berlin

Zwei Zeitungsleute sahen den Sowjets ins Gesicht, aber ihre Blicke gingen tiefer, begnügten sich nicht mit der Maske ihrer Studienobjekte. Der größte Vorzug dieser Blitzaufnahmen aus der Sowjetunion ist, daß sie von Männern der Feder stammen, die als Journalisten wissen, daß es bei Büchern dieser Art einzig darauf ankommt, das Wesentliche zu erfassen.

Tagblatt, Linz

Verlagsanstalt Lentia

In gleicher Ausstattung

WALTER POLLAK

Hinter Manhattan beginnt Amerika

im Spiegel der Presse:

Das Erfahrene und Gesehene wird politischen Fragestellungen zugeordnet und auf die Grundprobleme der Welt von heute bezogen. Dabei ist jede Lehrhaftigkeit vermieden, auch die analytische Überlegung wirkt als „Story“, die Reportage gleitet nicht in den Leitartikel hinüber. Mit sicherem Griff ist aus der Fülle der Erscheinungen das Typische und Frappierende herausgeholt.

Rheinischer Merkur, Köln

... dürfen wir voll Anerkennung die Schärfe der Beobachtung und die Richtigkeit des Erkannten bestätigen.

Salzburger Nachrichten

... besitzt nicht den Anstrich des Sensationellen und Ungewöhnlichen. Es sind Studien über die gegenwärtigen Verhältnisse und Meinungen, teilweise belegt mit statistischem Material.

St.-Galler Tagblatt

... einer der intelligentesten politischen Journalisten, die wir in Österreich haben, ein scharfer Beobachter.

Die Wirtschaft, Wien

Ein wertvoller, sauberer und wohlinformierter Beitrag zur Begegnung mit dem politischen, sozialen und geographischen Mosaik der USA.

Neues Österreich, Wien

Es ist dem Autor gelungen, eine Reihe von Momentaufnahmen mit lebendiger Schilderung des „Hintergrundes“ zu verbinden. Man ist dankbar dafür, daß mehr geboten wird als das gewöhnliche Klischee.

Die Industrie, Wien

VERLAGSANSTALT LENTIA

ENTWURF DES SCHUTZUMSCHLAGES: WALTER SYROWY

1. Auflage: 1. — 3. Tausend, Oktober 1959
2. Auflage: 4. — 6. Tausend, März 1960

Satz, Druck und Buchbinderarbeiten: Buch- und Offsetdruckerei J. Wimmer
Druck- und Verlagsgesellschaft mbH., Linz (Donau)

INHALTSVERZEICHNIS:

BITTE, WO IST EIN KAPITALIST?

„Bitte, wo ist ein Kapitalist?", fragt ein Mädchen im Laufe des Abends, den die Arbeiter eines Autowerkes in Gorki zu Ehren einer österreichischen Reisegruppe veranstaltet haben. Die Dolmetscherin soll ihr zeigen, was sie noch nie in ihrem Leben gesehen hat: einen „echten" Kapitalisten. Ein älterer, schlanker, sehr seriös aussehender Strumpffabrikant wird aus der Gruppe herausgefischt und dem neugierigen Mädchen vorgestellt. Aber es vermag seine maßlose Enttäuschung nicht zu verbergen, weil er nicht annähernd jenem Prototyp des westlichen „Ausbeuters" entspricht, den die sowjetischen Karikaturisten nach wie vor gerne zum Gegenstand ihres ätzenden Spottes machen.

Diese Episode ist bezeichnend für das tiefe Mißverstehen, das zwischen den Menschen der östlichen und der westlichen Welt herrscht. Ein menschliches Mißverstehen, das tiefer wirkt und bedeutsamer ist als die politischen Spannungen zwischen den beiden Hemisphären. Abgebaut werden kann es nur auf dem Wege der persönlichen Begegnung. Die Sowjetunion hat eine Türe geöffnet. Auch wir haben die erste Gelegenheit wahrgenommen, durch diese Tür in ein Land zu kommen, das in vieler Beziehung rätselvoll, reich an Gegensätzen und anders ist, als es sich der Durchschnittsbürger im Westen vorstellt.

Der Zug bummelt unter der glühenden Sonne träge durch die ungarische Tiefebene. Vor vielen Stunden schon, in der Nacht noch, wurde die Grenze passiert. Aber niemand denkt mehr an die grellen Scheinwerfer, die Wachttürme und Stacheldrähte, die bei Hegyeshalom allzu deutlich in Erinnerung riefen, daß man sich in eine andere Welt begibt. Auch Budapest

liegt bereits weit zurück, diese zerschlissene Kulisse einstiger Schönheit und kultureller Größe. Nun halten Ziehbrunnen, strohgedeckte Lehmhütten, Rinderherden und endlos sich dehnende Maisfelder die Blicke gefangen. Man glaubt, die Zeit sei hier stillgestanden. Nur ganz selten zerstört ein Fabriksschlot den tiefen Frieden des Agrarlandes.
Der Osten hat begonnen. Sein Hauch ist überall spürbar, selbst im Zug, in dem kraftstrotzende und kerngesunde Rotarmisten ausgelassen zu den Klängen einer Ziehharmonika singen oder sich beim Kartenspiel vergnügen. Viele Waggontüren sind wegen der Hitze weit geöffnet und auf einem Trittbrett hockt zufrieden ein Ungar. Niemand nimmt daran Anstoß. Am wenigsten der Schaffner.
Und in Czap beginnt Rußland. Die Paßkontrolle wird flüchtig und kurz durchgeführt und nimmt längst nicht so viel Zeit in Anspruch wie an der österreichisch-ungarischen Grenze. Kofferträger bieten sich an und werden von jungen sowjetischen Fähnrichen in schmucken Galauniformen engagiert. Die meisten russischen Zivilisten, darunter auch viele alte und sehr einfach gekleidete Leute, mühen sich selbst mit ihrem Gepäck ab. Nicht jeder kann für diesen Luxus Kopeken erübrigen.
Der Bahnhof ist von peinlicher Sauberkeit und in jenem überladenen Dekorationsstil gehalten, der bis vor wenigen Jahren noch das Aussehen der Bauten in der UdSSR bestimmte. In der Halle macht man erstmals Bekanntschaft mit Stalin- und Lenindenkmälern, deren Klischees — in Bronze, Stein, Eisen und Gips — einem in jeder Stadt begegnen werden. Den Wartesaal schmücken zwei riesige realistische Gemälde mit Heldendarstellungen aus den Kriegen gegen Napoleon und Hitler.

Zum Abendessen gesellen sich bereits die Dolmetscher zu uns. Sie sollen fortan die Gruppen der österreichischen Touristen

begleiten. Es sind fast durchwegs Mittelschullehrerinnen und -lehrer, die sich in den Ferien auf diese Art ganz gerne einen zusätzlichen Verdienst schaffen. Sie betrachten die Österreicher (zumindest die nichtkommunistischen, und das ist der weitaus überwiegende Teil) mit einer gewissen Skepsis, die aber bereits nach einigen Tagen wieder schwindet. Man bekommt das Gefühl, daß die Hauptaufgabe der Dolmetscher tatsächlich das Übersetzen und Betreuen ist.

Seit die Russen das Tor für den Fremdenverkehr aufgestoßen haben, mußten sie sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß eine so intensive Überwachung von Ausländern, wie es früher der Fall war, nicht mehr möglich ist. Es wird also dem Fremden mit einer etwas großartigen Gebärde bedeutet, er habe volle Bewegungsfreiheit, denn man habe nichts zu verbergen. Dieses Versprechen wird auch erfüllt, wenngleich das fix vorhergeplante Reise- und Besichtigungsprogramm so gedrängt ist, daß dem Fremden wenig Gelegenheit bleibt, darüber hinaus noch Beobachtungen anzustellen. Immerhin steht es ihm aber frei, sich für einige Stunden abzusondern. Man operiert heute nicht mehr mit Verboten, sondern lenkt das Augenmerk des Touristen mit Geschick und Takt auf Dinge, die man ihm vor allem zeigen möchte: moderne Industriebauten, Kraftwerke, Museen, marxistische Gedenkstätten, aber auch auf solche der Vorrevolutionszeit.

Was für den Intourist-Reisenden gilt, trifft auch auf den „bevorzugten" Reisenden zu, etwa auf den Journalisten, der mit einer Delegation seiner Regierung in die sowjetische Hauptstadt kommt. Man ist mit aktueller Arbeit ebenso eingedeckt wie mit einem gut zusammengestellten Besichtigungsprogramm. Es bleibt für die „freie Bewegung" kaum eine Minute. Immerhin hat niemand einen unserer Kollegen daran gehindert, sich mehrere Stunden allein in Moskau umzusehen, als er die Zeit dazu fand. Bleibt nur die Frage zu stellen, wie

groß die Ausbeute eines solchen Alleinganges für den sein kann, der die Sprache des Landes nicht beherrscht.
Wir haben am Rande ein Beispiel erlebt, wie wenig Vergnügen die Gastgeber daran haben, wenn sich dem Gast ein unvorhergesehener und durchaus nicht beabsichtigter Einblick auftut. Auf dem Weg zu unserem Hotel in Moskau wurden wir von einem Polizisten auf eine Umleitung gewiesen. Die Hauptstraße war aus irgendeinem Grunde für den Verkehr zeitweilig gesperrt. Unser Begleiter versuchte vergeblich, die Durchfahrt mit dem Hinweis zu erzwingen, daß es sich bei uns um eine österreichische Journalistendelegation handelt. Der Polizist blieb hart und begriff den propagandistischen Hintergrund nicht. Wir lernten auf dem Umweg ein aus recht desolaten Holzhäusern bestehendes Moskauer Stadtviertel kennen. Unser Begleiter war wortkarg geworden und sichtlich verärgert.

Rußland wirbt um Touristen und läßt nichts unversucht, das Niveau westlicher Fremdenverkehrsländer zu erreichen. Die Sowjets hoffen, daß nach Abschluß des Jahres 1958 etwa eine Million Ausländer die UdSSR bereist haben werden. 1957 waren es noch 550.000. Aus den spärlich vorhandenen Vergleichszahlen ist bekannt, daß während der drei Hauptreisemonate des Jahres 1957 2700 Amerikaner in Rußland weilten; 1958 waren es in den Vergleichsmonaten bereits 4000. Bei Engländern und Italienern ergibt sich ein ähnliches Verhältnis. In der Moskauer Intourist-Zentrale ist man stolz auf die bisherigen Ergebnisse. Gleichzeitig beklagt man aber die langen Anreisestrecken, die besonders den devisenschweren Touristen aus dem Dollar- und Sterlingblock den Entschluß recht schwer machen, nach Leningrad, Moskau oder an die Wolga zu kommen.
Überdies ist der Aufenthalt in der Sowjetunion für den Privatreisenden nicht gerade billig. Sofern er nicht Bekannte hat,

die ihn abholen, wird auch er bereits an der Grenze von einem Dolmetscher erwartet, der ihn dann ständig begleitet. Hotelreservierungen nimmt Intourist vor. Da es sich dabei prinzipiell um Luxusarrangements handelt, muß der Einzeltourist mit Tageskosten von 30 Dollar (etwa 760 S bzw. 125 DM) ausschließlich der Fahrt rechnen. Eine Bahnfahrt Wien—Moskau—Wien kostet aber rund 5000 Schilling und ein Flug auf der gleichen Strecke rund 6500 Schilling. (Weitere Reiserouten führen nach Kiew, Leningrad, nach dem Schwarzen Meer oder nach dem Kaukasus.)

Verständlich also, daß die Masse der Ausländer von der Möglichkeit der Gesellschaftsreisen Gebrauch machen muß. Diese nehmen sich dagegen unverhältnismäßig billig aus: für eine Schiffsreise von Rostow nach Moskau, einschließlich der Bahnfahrten von Wien nach Rostow und von Moskau nach Wien (wobei die Strecken Czap—Rostow und Moskau—Brest im Schlafwagen zurückgelegt werden), erstellt sich der Preis im Höchstfalle auf 5000 Schilling.

Inbegriffen sind außerdem Hotel- und Verpflegskosten. Und was das betrifft, so läßt „Iwan“ sich nicht lumpen. Für unsere Begriffe ist das Essen sogar zu üppig. Schon das Frühstück beginnt mit mehreren Gängen. Es wird beispielsweise geboten: als Vorspeise Tomaten oder Gurken in Rahm, Brot, Butter mit Sprotten oder Käse. Als Hauptspeise ein Fleischgericht, etwa Gulasch mit Kartoffeln, oder geröstete Leber, oder Faschiertes mit Püree. Zum Abschluß gibt es die sogenannten „Pliny“ (Käselaibchen mit Rahm und Zucker), außerdem Tee. Das Mittagessen ist ähnlich: zuvor Brot, Butter und eine Gemüseschale, dann „Porscht“ (eine sehr delikate Krautsuppe mit Fleisch) oder „Schtschi (Bouillon mit Fleisch), anschließend ein schmackhaft zubereitetes Fleisch- oder Fischgericht und schließlich Pudding mit Fruchtsaft oder eine Mehlspeise (beispielsweise Topfenpalatschinken) und Tee.

Das Abendessen besteht aus ebenso vielen Gängen. Fast bei keiner Mahlzeit fehlt Mineralwasser.

Es ist interessant, daß die Erfahrungen des offiziellen Gastes der Regierung in dieser Beziehung mit denen des Intourist-Reisenden übereinstimmen. Mehr noch: was das reichhaltige Büfett beim großen Empfang für die österreichische Regierungsdelegation im Kreml zum Beispiel bot, bestand im wesentlichen aus den gleichen Dingen, die wir zu den Mahlzeiten im Hotel erhalten haben. Eine gewisse Ausgeglichenheit kommt also selbst dort zum Ausdruck, wo man ohne Zweifel auf Optik Rücksicht zu nehmen hat.

Auch die Unterbringung hält durchaus internationalen Vergleichen stand. Die Kabinen in den für Touristenreisen bestimmten Wolgaschiffen (es handelt sich dabei um Diesel-Elektro-Schiffe, die zum Großteil in der CSR gebaut wurden) sind geräumig und sauber. Allerdings besteht zwischen der Luxusklasse und 3. Klasse ein krasser Qualitätsunterschied, der sich in der unbedeutenden Preisdifferenz merkwürdigerweise nicht ausdrückt.

Einen ausgezeichneten Eindruck bietet das Hotel „Ukraina" in Moskau, ein im „Zuckerbäckerstil" geschaffener Wolkenkratzerbau von 197 Meter Höhe. Mit 32 Stockwerken und 1026 Zimmern ist dieses Hotel das größte der Sowjetunion. Die Inneneinrichtung wirkt elegant und luxuriös, wenngleich der Stil veraltet anmutet. Fast in jedem Zimmer befindet sich ein Fernsehapparat.

Gänzlich mißraten ist den Erbauern das System der sechs Aufzüge. Wer das Pech hat, seinen Photoapparat in einem der obersten Stockwerke zu vergessen, muß damit rechnen, eine geschlagene halbe Stunde unterwegs zu sein, um ihn zu holen.

Die Reiseleiter (fast durchwegs organisierte, gutgeschulte

Kommunisten) sind sichtlich bemüht, nicht als „Propagandisten“ in Erscheinung zu treten.
Der Wille, dem Fremden ein Äußerstes an Bequemlichkeit zu bieten, ist unverkennbar. Unverkennbar ist aber auch die mangelhafte Erfahrung der Sowjetrussen auf dem Gebiete des Fremdenverkehrs. Wo im Westen wäre es beispielsweise denkbar, daß sich der Reisende im ansonsten komfortabel mit Teppich, Radio und netter Tischlampe eingerichteten Schlafwagenabteil das Bett selbst überziehen und dabei außerdem noch feststellen muß, daß die eine oder andere Matratze jene Sauberkeit vermissen läßt, die man bei uns als selbstverständlich voraussetzt? Oder in welchem westlichen Hotel würde ein Serviermädchen, selbst nach Dienstschluß, um eine Flasche Mineralwasser gebeten, mit Unschuldsmiene antworten, sie habe keine Zeit, denn sie wolle jetzt tanzen, wie es eines Abends auf dem Wolgaschiff geschah?
Solche Pannen muß der Rußland bereisende Fremde ebenso in Kauf nehmen wie eine organisierte Herzlichkeit, die ihn manchmal bis zum Überdruß strapaziert und die sich meist in zahllosen Reden in „Kulturhäusern“, „Pionierhäusern“ und bei „Freundschaftsabenden“ ausdrückt. Dabei würde es dieser organisierten Herzlichkeit gar nicht bedürfen, denn die Aufgeschlossenheit, die die Bevölkerung von sich aus dem Ausländer entgegenbringt, ist so stark, daß sie eine zusätzliche Unterstreichung nicht nötig hat. Selbst in Kiew, Stalingrad oder Rostow — Städte, die während des letzten Krieges sehr gelitten haben — ist von einer Animosität gegenüber Deutschsprechenden, so verständlich sie auch wäre, kaum etwas zu spüren.

An einem Abend in Gorki geschieht es, daß einer gepflegt ausssehenden Russin Tränen in die Augen treten, als sie erfährt, daß Linzer sich im Saal befinden. Achtzehn Jahre lang

lebte sie als verheiratete Frau in der oberösterreichischen Landeshauptstadt. Vor drei Jahren kehrte sie aus familiären Gründen wieder in ihre ursprüngliche Heimat zurück. Jetzt arbeitet sie in den Autowerken.

Das Leben sei viel besser geworden seit jenem Jahr, in dem sie Rußland verlassen hatte, erklärt sie, und mit den knapp 1200 Rubel, die sie monatlich verdient, finde sie ihr Auskommen. Nur ihre beiden fast erwachsenen Kinder haben noch immer großes Heimweh nach der Donau. Kein Wunder, sie waren ja Linzer wie nur irgend ein Bub oder Mädel zwischen dem Pöstlingberg und der Traun. Und wahrscheinlich empfand von allen, die dort waren, niemand so sehr wie diese beiden die große Entfernung, die Gorki von Linz trennt. Eine Entfernung, die sich freilich nicht in Kilometern allein ausdrückt . . .

EIN STROM WIRD ZUM MEER

Igor, der blonde junge Russe mit der Bürstenfrisur und den lustigen blauen Augen, saugt geduldig an seiner Zigarette, die auszugehen droht. Es ist auch wirklich nicht ganz leicht, diese Dinger mit dem unendlich langen Mundstück und der kurzen Tabakhülse in Brand zu halten. Endlich hat er es geschafft und bläst zufrieden den Rauch von sich. „Gewiß, Sie mögen recht haben", setzt er unsere Diskussion in fast akzentfreiem Deutsch, dem man nur durch das überbetonte „ch" die fremde Färbung anmerkt, fort. „Wir hinken noch auf vielen Gebieten nach. Aber wir können eben nicht alles auf einmal tun."
Mit einer weitausholenden Handbewegung weist er auf das Wasser. „Schauen Sie einmal dort hinüber. Das ist doch auch etwas. Oder hat der Westen hier etwas Besseres zu bieten?"
Die letzten Worte sind von einem Lächeln begleitet, das Stolz und Spott in gleicher Weise ausdrückt. Behaglich lehnt er sich zurück in seinen Liegestuhl und blinzelt hinaus auf das Zimlijansker Meer, auf dessen fast wellenloser Oberfläche die Sonne sich spiegelt. Kaum ist noch der lange Staudamm in der Ferne zu erkennen. In wenigen Stunden wird er gänzlich dem Blick entschwunden sein und die Szenerie wird dann nur noch aus Himmel, Wasser und Möwen bestehen.
Was sich den Augen bietet, hat tatsächlich den Charakter eines Meeres, auch wenn es sich nur um einen Stausee handelt. Um einen Stausee allerdings von 350 Kilometer Länge!
Unwillkürlich muß ich an eine Szene denken, die nun schon einige Tage zurückliegt. Es war ein grauer Morgen im grauen Dnjepropetrowsk. Neben schmutzigen Fabriken kauerten Holzkaten und schäbige alte Häuser, denen gegenüber sich ein österreichisches Flüchtlingslager wie ein Sanatorium ausge-

nommen hätte. Zwischen turmhohen Schlackenhalden suchte ein struppiges Pferd verlassen nach Gras. Trostlos war dieses Bild und niederdrückend.

Aber wir sind ja nicht mehr in Dnjepropetrowsk. Wir sind auf einem sauberen, schönen Schiff mit eleganten Salons und schaukeln durch ein künstliches Meer, das innerhalb von drei Jahren von Menschenhand geschaffen wurde. 1950 hatte man mit dem Projekt, dem Bau des Don-Wolga-Kanals begonnen, 1953 fuhr bereits der erste Dampfer von Moskau nach Rostow. Doch, doch, Igor hat recht. Das ist auch etwas. Man muß es zugeben.

Peter der Große hatte schon davon geträumt, alle fünf Meere des europäischen Rußlands miteinander zu verbinden: das Kaspische, das Schwarze, das Asowsche, das Baltische und das Weiße Meer. Der Gründer von Petersburg-Leningrad wußte bereits genau, welch ungeheure wirtschaftliche Möglichkeiten sich daraus ergeben würden. Aber er besaß für die Verwirklichung dieses Traumes ebensowenig die Mittel wie die nach ihm folgenden Zaren. Erst die technischen Errungenschaften des 20. Jahrhunderts erlaubten es, an die Realisierung zu denken.

Der erste Streich der Sowjets war der Bau des Moskau-Wolga-Kanals mit einer Länge von 128 Kilometern. 1937 war er bereits seiner Bestimmung übergeben worden. Dann kam der Krieg und überschattete alle weiteren Absichten. Im 2. Nachkriegs-Fünfjahresplan wurde dann der Don-Wolga-Kanal in Angriff genommen.

Für das gigantische Projekt bot freilich die Natur eine günstige Voraussetzung: die Senke von Zimlijansk. Sie wurde mit einem Damm von 13 Kilometer Länge abgesperrt und aufgestaut. Vom 101 km langen Kanal, der die beiden großen russischen Ströme verbindet, mußten 56 Kilometer ausgebaggert und durchstochen werden. Der Rest war durch natürliche

Erosionen gegeben. Vier Schleusen heben das Schiff um jeweils zehn Meter hinauf zum Scheitelpunkt des Kanals, neun weitere Schleusen überbrücken den Höhenunterschied von 80 Metern zur Wolga. Angeschlossen an das Kanalprojekt sind drei Staubecken für Wasseraustausch; das Kraftwerk Zimlijansk liefert elektrische Energie für weite Gebiete.

So traf man mit der Fertigstellung dieses Kanals und des Staumeeres gleich mehrere Fliegen mit einem Schlag: Man verband die fünf Meere, man half, den unersättlichen Hunger nach Energie etwas zu stillen und man schuf eine Möglichkeit zur Bewässerung und damit Fruchtbarmachung des Steppengebietes.

Wie groß die wirtschaftliche Bedeutung des Don-Wolga-Kanals ist, spürt man so recht, wenn das Schiff bei Krasnoarmejsk, etwa 29 km südlich von Stalingrad, in die Wolga selbst hinübergleitet.

Welch ein Strom! Breit und mächtig wälzen sich seine Wogen dahin. An seinen Ufern hielten einst die Reiterhorden Attilas, Dschingis-Khans und Batus Rast, von hier aus riefen Stephan Rasin und Jemeljan Pugatschow das Volk zum Aufstand auf, hier besangen Puschkin, Gorki und Turgenjew die Schönheit ihrer Heimat. Untrennbar ist dieser Fluß mit Schicksal und Geschichte Rußlands verbunden.

Heute herrscht ein bienenhaftes Treiben auf der Wolga. Flöße von gut 300 Meter Länge mit Holz aus Karelien, Öldampfer, Frachtschiffe mit Getreide, Traktoren oder anderen Gütern beladen, ziehen zwischen Passagierschiffen, Motor- oder Sportbooten den Strom hinauf und hinunter. Nicht weniger als 50 Millionen Menschen — etwa ein Viertel der gesamten Sowjetbevölkerung — leben im Wolgabecken mit seiner Ausdehnung von rund 1,4 Millionen Quadratkilometern.

Aber Mütterchen Wolga verändert ihr Aussehen beinahe jährlich. Kaum sind die einzelnen Staumeere noch voneinander zu

unterscheiden. Bereits knapp hinter Stalingrad passiert das Schiff die Baustelle für einen neuen riesigen See, der sich bis Saratow und darüber hinaus erstrecken soll. Schon wuchs aus der Steppe — entstanden aus einer Ansiedlung von Arbeitern, die am Stalingrader Meer tätig sind — eine neue Stadt namens Wolski. In ihrer Größe ist sie etwa mit Klagenfurt vergleichbar, aber bald wird sie so groß sein wie Linz oder Graz. Der karge Steppenboden ist im Wolgagebiet Humus für die Industrialisierung verschiedenster Art.
Im Herbst 1958 wurde mit der Aufstauung des Stalingrader Meeres begonnen. Im Jahre 1960 soll das Kraftwerk endgültig fertig sein und dann das größte Kraftwerk Europas darstellen. Vorläufig beansprucht noch das im Kuibischewer Stausee gelegene Kraftwerk Stawropol dieses Attribut.
Es ist ein eigentümliches Gefühl, in der Haupthalle dieses Werkes zu stehen, für deren Ausmaße alle Vergleiche fehlen: in dem 700 Meter langen und 80 Meter hohen, hellen und in ungewöhnlich schöner, schlichter Architektur gehaltenen Raum stehen 20 Aggregate, die eine Gesamtleistung von 2,3 Millionen Kilowatt erzielen. Jede einzelne Turbine leistet 115.000 Kilowatt. Die Arbeitsräder haben jeweils einen Durchmesser von 9,3 Metern und stellen die größten, jemals gebauten Kaplanturbinen dar.
Die Aggregate sind vollautomatisiert. Acht Techniker und ein Ingenieur im Hauptschaltraum genügen, um das Werk in Betrieb zu halten. Insgesamt besteht die Belegschaft einschließlich Monteuren, Mechanikern und Verwaltungspersonal aus 500 Personen. Der in Stawropol erzeugte Strom speist Moskau und große Teile des Wolga- und Uralraumes. Erstmals in der UdSSR ist auch eine 400-Kilovoltleitung gebaut worden, um Elektrizität in die Hauptstadt fließen zu lassen.
Mit der Errichtung dieses Kraftwerkes wurde 1950 begonnen. Fünf Jahre später war der Staudamm vollendet; am 10. Au-

gust 1958, nur wenige Tage bevor österreichische Touristen das Kuibischewer Meer mit seiner Länge von 580 Kilometern und seiner Breite von 40 km passierten, wurde es von Chruschtschow feierlich eröffnet.

Die Sowjets scheuen keine Anstrengung, um zum größten Stromerzeuger der Welt zu werden. Daß sie sich auf dem Wege zu diesem Ziele bereits befinden, hat ein Kenner der sowjetischen Wirtschaft, der Berliner Gottfried Vogel, nachgewiesen: bereits im Jahre 1960 ist in der UdSSR mit einer jährlichen Stromerzeugung von 320 Milliarden Kilowattstunden zu rechnen, wogegen es im Jahre 1935 noch 26,9 Milliarden Kilowattstunden waren. Allein die Zuwachsrate von 1955 auf 1956 betrug 13 Prozent. Das entsprach 22 Milliarden Kilowattstunden oder der Gesamt-Stromerzeugung Norwegens. Diese Tatsachen sollten dem Westen gerade im Hinblick auf die wirtschaftliche Auseinandersetzung zu denken geben.

Die wackere „Ukraina“ hat sich nun bereits rund 1500 Kilometer von Rostow her nach Norden vorgearbeitet und einen Breitengrad erreicht, der etwa dem von Hamburg entspricht. Die Wald-Acker-Zone hat das Steppengebiet allmählich abgelöst. Am westlichen Ufer, wo bisher die Stolbitschi (Sandsteinsäulen) und Kreideberge steil zur Wolga abfielen, tauchen jetzt die lieblichen Shiguliberge mit ihren stillen Tälern auf und zwingen den Lauf des Stromes weit nach Osten.

Gewiß, auch sie haben manches von ihrer sagenumwobenen und vielbesungenen Romantik verloren, seit man vor etwa zwanzig Jahren in diesem Gebiet Erdöl fand. Nun reiht sich Bohrturm an Bohrturm, Werk an Werk. Vorläufig ist noch nicht abzuschätzen, wie reich das Gebiet an Erdöl ist, aber man spricht bereits von einem neuen Baku.

Weiter geht die Fahrt nach Norden, nach Uljanowsk, der Heimatstadt Lenins, mit ihren unbeschreiblich primitiv wirkenden Vierteln, nach Kasan, der Hauptstadt der Tatarischen Republik

mit ihrer blutigen Vergangenheit und ihrer bunten Gegenwart und vorbei an marijschen und tschuwaschischen Dörfern, die wie verloren an das Ufer gestreut sind, bis endlich das altehrwürdige Gorki, das frühere Nischni-Nowgorod, in Sicht kommt. Schöne Häuserfassaden erinnern daran, daß diese Stadt einst als Handelszentrum eine eminente Rolle spielte. In der Weihnachtskirche (fast alle Kirchen sind jetzt in Museen umgewandelt) kann man eine Sammlung von herrlichem alten Porzellan, Gold und wertvollen Gläsern bewundern und man bekommt einen Begriff vom einstigen Reichtum der dort lebenden Patriziergeschlechter.

Unmittelbar neben der Kirche steht das Haus ihres Erbauers, des Kaufmannes Stroganow. Der einstmals schöne Backsteinbau macht heute einen verwahrlosten Eindruck. Aus dem Fenster im 1. Stock beugt sich eine schlampig angezogene Frau mit wirren Haaren, auf der Eingangstreppe sitzt ein Mann mit einer für die männliche russische Bevölkerung typischen blauen Kappe auf dem Kopf. Beide, der Mann und die Frau im ersten Stock, machen sich wahrscheinlich keine besonderen Gedanken darüber, daß in diesem Hause einst Peter der Große häufig Quartier genommen hatte . . .

Schon bald hinter Gorki beginnt ein neues Staumeer, dessen Dämme und Wehre sich über 18 Kilometer erstrecken und dessen Kraftwerk 1955 den ersten Strom geliefert hat. Und einen Tag später ist der nördlichste Punkt der Reise erreicht, der Rybinsker Stausee mit seiner Riesenfläche von 4600 Quadratkilometern und seiner Breite von 70 Kilometern. Nur ein kurzes Stück davon legt das Schiff am südlichen Ufer zurück, dann nimmt es auf der nun viel schmäler gewordenen Wolga Kurs nach Südwest.

Bezaubernde Bilder tauchen auf, Motive, die an die parkartigen südenglischen Grafschaften erinnern. Aber das russische Pendant ist herber und von der Strenge des Nordens durch-

wirkt. Ein Blick auf die Karte bestätigt, daß man sich auf der Breite von Norrköping oder Aberdeen befindet.
Noch einmal wird die Wolga weit und groß, dann geht es über viele Schleusen durch den langen Wolga-Moskau-Kanal der sowjetischen Hauptstadt zu.
Eine letzte Nacht an Bord. Die 3000 Kilometer lange Fahrt nähert sich ihrem Ende.
Beim Abendessen ist die Stimmung ein klein wenig gedrückter als sonst und in die Vorfreude auf den Besuch der Metropole mischt sich die leise Wehmut des Abschiednehmens von diesem Strom, mit dem man sich plötzlich so vertraut und verbunden fühlt. Bis spät in die Nacht sitzen oder stehen die Passagiere an Deck und schauen auf die schemenhaft vorbeihuschende Landschaft, die ein voller Mond in sein Silber getaucht hat. Von irgendwoher, von irgend jemandem angestimmt, klingt ein Lied auf. Einige Matrosen fallen spontan ein: „Bod Moskownij Wetschera" — Abend bei Moskau.
Nichts könnte die schöne Melancholie der Landschaft besser ausdrücken als diese schwermütige, innige Weise.
Aber der klare, nüchterne Morgen verscheucht alle Träume. Flugzeuge und Vorortezüge lassen erkennen, daß es bis zur Metropole nicht mehr weit ist. Ein paar Stunden noch, dann legt die „Ukraina" im Wasserbahnhof Chimki an.
Am Kai stehen Menschen mit Blumen und winken den Gästen zu. Auf der großen Treppe, die zum Hauptgebäude mit seinen vielen Säulen und dem bizzaren Turm führt, hat sich ein Musikzug der Roten Armee postiert und intoniert flotte Märsche. Etwas unterhalb sind drei Mikrophone aufgebaut. Die Herren, die sie umstehen, tragen dunkle Anzüge und feierliche Mienen. Sobald sich das Schiff geleert hat, beginnen sie zu reden. Von Freundschaft, Frieden und Völkerverständigung. Eine Wochenschaukamera surrt, sowjetische Photoreporter schießen ganze Serien von Bildern.

„Alles schon gehört", sagte trocken neben mir ein Herr. Und ich beginne im stillen nachzuzählen wie oft.
Eine halbe Stunde später setzt sich der Konvoi aber doch in Bewegung. Durch die breite Leningrader Chaussee geht es dem Zentrum der Hauptstadt zu.

Am Abend des 17. August herrscht — obwohl wenig gesprochen wird — eine seltsame Unruhe an Bord der „Ukraina". Hastig und zerstreut wird das Essen eingenommen, dann geht man wieder an Deck. Vielleicht ist es gerade diese betriebsame Geräuschlosigkeit, die eine Atmosphäre der Spannung und Unruhe aufkommen läßt. Man wartet. Wartet auf ein ganz bestimmtes Ereignis, das vor einem liegt und das man ganz in sich aufnehmen möchte.

Draußen huschen die Lichter von Kalatsch vorbei. Wir stehen zu zweit an der Reling und versuchen, die Nacht mit unseren Augen zu durchbohren, jede kleinste Kleinigkeit im Gelände wahrzunehmen. Nichts soll uns entgehen auf diesem Boden, der Geschichte wurde.

Denn hier hat es begonnen. Hier stießen am 19. November 1942 russische Panzerverbände nach schwerster Artillerievorbereitung durch, zerbrachen die Flankensicherungen der 6. Armee und schlossen den waffenstarrenden Ring um jene Stadt, die uns überliefert ist als Schauplatz einer Tragödie ohnegleichen. Hier begann für Hunderttausende deutscher Soldaten Grauen und Verzweiflung, begann der Opfergang einer ganzen Armee. Hier stand das Rad des Kriegsgeschicks für kurze Zeit still, um sich dann endgültig in eine andere Richtung zu drehen.

Kalatsch war der Anfang vom Ende.

Wie ein Phantom sind die Lichter wieder verschwunden und die Nacht breitet ihr Schweigen über die Steppe. Stunden später dämmert ein kalter Morgen herauf. Über die bräunlichgrüne Ebene zieht sich ein blaugrauer, allmählich in Rot, dann in dunkles Gelb, schließlich in Blaßblau übergehender Himmel. Es ist ganz still.

Auch hier also lagen und kämpften sie vor nahezu sechzehn Jahren. Kämpften, hofften, bangten, fluchten und beteten. „Vor sich den Feind, über sich den Himmel und hinter sich nichts." Nur einer, der selbst dabei war, konnte es so knapp und treffend formulieren.

Endlich geht die Sonne auf. Majestätisch, groß und rot erhebt sie sich am Horizont und schenkt der herben Szenerie ihre Wärme. Langsam treten die Konturen von Krasnoarmejsk hervor, gewinnen allmählich an Schärfe. Ein paar Schornsteine und Fabriksgebäude sind es. Krasnoarmejsk! Hier lagerten sie, die die Hölle überlebt hatten. An die 60.000 halb verhungerte, ausgemergelte, kranke, in Lumpen gehüllte Gestalten mögen es gewesen sein. Für wie viele von ihnen war Krasnoarmejsk die allerletzte Station? Wie viele hatte der Tod im Stahlgewitter geschont, um sie hier, auf dem von einer Postenkette umgrenzten kahlen Steppenboden zu holen?

Das Schiff nimmt Kurs nach Norden. Über der Wolga liegt zarter Dunst. Am linken Ufer taucht Beketovka auf, ein Vorort der Schicksalsstadt. Deutlich ist die Straße zu erkennen, die nach Stalingrad führt. Sie hatte einst den Elendszug der Übriggebliebenen gesehen. Auf ihr schleppten sie sich mit erfrorenen und zerschossenen Füßen zum Sammelplatz. Beketovka war eine Etappe ihres Kreuzweges. Wieder ein paar Kilometer weiter. Gewaltige Krane und Hafenanlagen beherrschen nun das Bild. Schiff reiht sich an Schiff. Auf dem westlichen Steilufer werden die Häusergruppen und Fabriken immer dichter. Stalingrad ist endgültig erreicht.

Unter den Reiseführern, die uns erwarten, befindet sich auch ein junges, höchstens neunzehnjähriges Mädchen mit einem merkwürdig harten und fanatischen Blick. Nach einer förmlichen Begrüßung erklärt es, kürzlich seien amerikanische Touristen hier gewesen. Diese hätten, als ihnen eine Reihe von Kampfstätten gezeigt wurde, gefragt, ob man ihnen nicht end-

lich etwas anderes als Kriegserinnerungen bieten könne? „Ich hoffe, meine Damen und Herren, Sie werden eine solche Frage niemals stellen", erklärt das Mädchen streng und fügt hinzu, daß sein Vater an den Kämpfen beteiligt war und schwer verwundet wurde.

Nein, eine derartige Frage wäre auch ohne den besonderen Hinweis nicht gestellt worden. Das Mädchen konnte nicht wissen, wie sehr gerade Österreicher durch das Schicksal naher Verwandter oder Freunde mit Stalingrad verbunden sind: jeder 5. Soldat, der hier kämpfen mußte, kam aus unserem Land. Meine Gedanken wandern zurück zu jenen Monaten des Winters 1942/43, in denen ich als Sechzehnjähriger um Leben und Gesundheit meines eigenen Vaters bangte, den ich im Kessel von Stalingrad, in diesem Inferno mit all seinen grauenhaften Variationen, wußte. Für einen kurzen Augenblick überlege ich, ob ich es dem Mädchen sagen soll, um damit eine Brücke des Verständnisses zu schlagen. Dann entschließe ich mich aber, zu schweigen. Der Bau einer solchen Brücke wäre wahrscheinlich in diesem Fall nicht geglückt.

Wir steigen eine breite, von mächtigen, prunkvollen Säulen flankierte Treppe hinauf zum „Platz der gefallenen Helden". Es ist ein riesiger, nüchtern wirkender Platz. Links steht das neue Theater, rechts im Hintergrund ragt ein Obelisk aus einem Meer von Blumen. Noch ein Stück weiter befindet sich ein neues Warenhaus. Neben seinem Eingang ist eine kleine Tafel befestigt. „Hier befand sich das Hauptquartier des Befehlshabers der deutschen Truppen, Feldmarschall Friedrich Paulus, der sich am 31. Jänner 1943 den heldenmütigen Soldaten der Roten Armee ergeben mußte", ist etwa der Sinn der Worte, die darauf stehen.

Die Führerin erklärt sachlich, daß sich unter dem Pflaster dieses Platzes die Gebeine von ungefähr 3000 Soldaten be-

finden. Einer der erbittertsten und letzten Kämpfe hatte hier stattgefunden. Als die Schlacht von Stalingrad vorüber war, wußte man nicht, wohin man die vielen Leichen schaffen sollte. So wurden sie also zumeist an Ort und Stelle einfach verscharrt. Unzählige Male geschah es, daß man dort, wo man aufgrub, bereits die Körper von Toten fand. Rund 230.000 Deutsche und schätzungsweise das Dreifache an Russen kamen innerhalb von wenigen Wochen in Stalingrad ums Leben. Das Bestatten der Gefallenen gestaltete sich deshalb zu einem Problem. Es war freilich unmöglich, sie alle einzeln zu begraben, darum künden heute nur einige wenige Massengräber von der letzten Ruhestätte sowjetischer Soldaten, aber nirgends findet man ein Grab ihrer einstigen Gegner. Als ich die Frage stelle, wo Deutsche beerdigt seien, bekomme ich eine lakonische Antwort: „Hier überall, unter jedem Platz, unter jeder Straße." Und natürlich auch unter den vielen Blumenbeeten, die schöner sind als jene, die ich in anderen russischen Städten sah.
Mich fröstelt in der warmen Mittagssonne. Diese heute so betont großzügig und nach sowjetischen Begriffen modern aufgebaute Stadt mit ihren breiten Boulevards, ihren fünf Hochschulen und den ausgedehnten Industrieanlagen ist eigentlich ein riesiger Friedhof.

Wir fahren hinüber zum „Platz der Verteidigung", der früher einmal „Platz des 9. Januar" hieß. Auch er ist einige hundert Meter lang und breit. Auch unter seinen Steinen liegen ungezählte Tote. An der östlichen Begrenzung dieses Platzes steht die einzige Ruine Stalingrads. Sie wurde als Erinnerung an die Kämpfe stehengelassen. Daneben befindet sich das „Haus des Sergeanten Pawlow". Es wurde von Pawlow und zehn anderen Rotarmisten 58 Tage lang verteidigt. Wie viele Pawlows waren in den Reihen der 6. Armee, von denen heute kein Heldenlied gesungen wird?

Eine halbe Stunde später stehen wir auf dem Mamajew-Hügel. Im Krieg trug er die militärisch-sachliche Bezeichnung „Höhe 102,0". Es war der Punkt, wo die Russen den Kessel in einen nördlichen und südlichen Teil spalteten. Von hier aus hat man einen eindrucksvollen Blick auf die Wolga. Mehrere Balkas, diese für das Gebiet typischen und heißumkämpften Schluchten, ziehen sich hinunter zur 70 Kilometer langen, aber nur acht Kilometer breiten Stadt.

Man sagt, niemand sei von der Höhe 102,0 lebend zurückgekommen. Noch heute kann man an ihrem Abhang deutlich die halbverfallenen Schützenlöcher erkennen und ohne besondere Mühe Granatsplitter finden. Rund 2500 Geschosse sind nach sowjetischen Schätzungen auf diesen Boden pro Quadratmeter niedergegangen.

Ein junger Innsbrucker hält plötzlich einen Knochen in der Hand. Als geschulter Mediziner weiß er, daß es sich um einen Oberarmknochen handelt. Wem mag er gehört haben? Einem Deutschen? Einem Russen? Einem Westfalen, Wiener, Ukrainer, Moskowiter, Schwaben? Oder gar einem Turmenen oder Usbeken?

Es ist ein makabres, an die Friedhofszene in „Hamlet" erinnerndes Schauspiel. „Ach, armer Yorik . . . wo sind nun deine Schwänke, deine Sprünge, deine Lieder . . . ?"

Behutsam legt der junge Mann den Knochen wieder zurück und deckt Erde darauf.

Ich bin froh, diese Stätte verlassen zu können, an der man sich wie ein Eindringling fühlt. Selbst das Photographieren tut man mit schlechtem Gewissen. Allzuviel an Leid und Qualen hat sich auf diesem Flecken Erde vollzogen, der nun zu einer Attraktion für Fremde geworden ist.

Während wir zu den Autos gehen, zieht am Himmel ein Flugzeug in niederer Höhe nach Westen und schickt sich an, in Gumrak zu landen. Der Flugplatz zählte einst zu den wich-

tigsten Positionen der Eingeschlossenen. Alles erhoffte man sich von Gumrak, nachdem Pitomnik, die noch weiter außerhalb gelegene Landebasis, in die Hände der Roten Armee gefallen war: Verpflegung, Munition, warme Kleidung, Post aus der Heimat. Tausende haben in kurzen Kampfpausen davon geträumt, in Gumrak zu sein und hinausgeflogen zu werden aus der tobenden Schlacht. Nur wenigen wurde dieser Vorzug zuteil, und auch diesen nur, weil sie schwer verwundet waren. In Gumrak haben sich Verzweifelte an die Fahrgestelle der Flugzeuge gehängt, bis sie sich nicht mehr halten konnten, herabfielen und auf der eisbedeckten Rollbahn zerschmettert liegenblieben. Und als auch Gumrak verlorenging, wußten alle, daß es nun endgültig aus war.

Immer wieder und überall stößt man auf stumme Zeugen der blutigen Geschichte dieser Stadt. Am Nachmittag werden wir in das Verteidigungsmuseum geführt. Es birgt Waffen und Dokumente aus dem Ringen zwischen Weiß und Rot und aus dem zweiten Weltkrieg. Ein besonderes Schaustück ist ein Scharfschützengewehr. Die Dolmetscherin erklärt mit stolzer Befriedigung, daß damit der Rotarmist NN 300 Deutsche erschossen hat. In einem anderen Saal ist ein Stück Papier ausgestellt, auf das ein schwerverwundeter sowjetischer Arzt Worte in roter Farbe kritzelte. Der Brief beginnt mit dem Satz: „In Stalingrad gibt es keine Tinte, so schreibe ich denn mit meinem Blut.“ Auch der von Granatsplittern zerfetzte Mantel eines gefallenen sowjetischen Generals ist zu sehen. Unter einer großen Glasvitrine werden von Deutschen erbeutete Utensilien gezeigt. Aber die Russen waren dabei nicht wählerisch und stellten offenbar auch Dinge aus, die erst später, in Deutschland selbst, requiriert wurden. Es befanden sich nämlich auch Rangabzeichen und Orden der NSDAP darunter.

Als ob in Stalingrad Formationen der NSDAP gekämpft hätten!

Für den Abend haben sich die Gastgeber einen „Höhepunkt“ des Programms aufgespart: das Planetarium. Es ist ein Geschenk der DDR an die Stadt und enthält neben Meteorsteinen und interessanten astronomischen Geräten einen großen, kugelförmigen Vorführraum, in dem mittels eines von Zeiß (Jena) konstruierten Projektionsapparates die wichtigsten kosmischen Vorgänge, aber auch der Flug des Sputniks mit verblüffender Wirklichkeitsnähe dargestellt werden. Anschließend rollt ein aus sowjetischen und deutschen Wochenschauen zusammengestellter Dokumentarfilm von der Schlacht um Stalingrad ab. Die Symphonie des Schreckens klingt in schrillem Diskant auf und straft selbst die schlimmsten Vorstellungen Lügen. In dieser Stadt war die Hölle Wirklichkeit geworden!

Benommen von diesem Eindruck gehe ich durch die still gewordenen Straßen zu Fuß zur Anlegestation zurück. Der Autoverkehr ist nach dem Ende der Arbeitszeit zum Erliegen gekommen, die Ruhe ungewohnt und lähmend. Nur auf der langen Uferpromenade herrscht Leben. Ohne Eile bummeln die Menschen dahin, und es ist, als ob nie etwas in die Beschaulichkeit dieser Sommerabende gedrungen wäre. Dennoch: auch hier wurde einst gekämpft, auch hier liegen Namenlose verscharrt und der starke Duft der Blumen läßt noch einmal die Vision des Friedhofes erstehen.

Gegen Mitternacht legt die „Ukraina“ wieder ab und zieht an der wie eine Perlenkette an die Wolga geschmiegten Stadt den Strom hinauf. Weit im Hintergrund ragt auf dem Mamajew-Hügel ein Fernsehmast mit vielen roten Lichtern, einem Mahnmal gleich, in den Nachthimmel. Nach einer Stunde treten schattenhaft die Umrisse des gewaltigen Werkes „Roter Oktober“ hervor. Lange stehen sie drohend am Ufer, wie ein Alptraum.

Roter Oktober! — Was könnten seine Steine erzählen!

Unaufhaltsam geht die Fahrt nach Norden. Die Stadt entschwindet, wir nehmen Abschied vom größten Massengrab der Geschichte, in dem so viele liegen, die einst gläubig und jung im Leben standen. Ein Gedicht Friedrich Rasches fällt mir ein, und während die Lichter vom Mamajew-Hügel immer noch stumm ihren Gruß entbieten, rekapituliere ich Reim um Reim:

Still! Ich höre sie wandern
Über die schwarze Steppe der Nacht.
Nun kennt jeder den andern
Und keiner lacht.
Sie rinnen dahin wie ein Regen,
Sie schleifen wie Blätter im Wind,
Fußlos auf verlorenen Wegen —
Mutter, dein letztes Kind,
Mädchen, eure Geliebten —,
Da wehen sie rauchig ins Nichts,
Die Stummen, von Eisen durchsiebten,
Erdig und leeren Gesichts.
Schattenvögel, die streichen
An ihren zerbröckelten bleichen
Schläfen lautlos entlang.
Manchmal zählt Mond ihre Rippen,
Auf den zerfaserten Lippen
Drängt fremder Gesang.
Sie blieben nichts schuldig, sie gaben
Sich selber noch obendrein.
Irgendwo wird sie begraben
Wind und Novemberschnei'n —.

Es war gut und richtig, dem neunzehnjährigen Mädchen mit dem merkwürdig harten und fanatischen Blick in Stalingrad nichts zu erzählen von dem sechzehnjährigen Buben, der an der Jahreswende 1942/43 um Leben und Gesundheit seines Vaters gebangt hat, eines Vaters, der im Kessel von Stalingrad die letzte Phase der Tragödie erleiden mußte. Diese Erzählung hätte wahrhaftig keine Brücke zu schlagen vermocht. Hier wird der Krieg, wenn er einmal vorbei ist, nicht wie anderswo in das edlere Bewußtsein gemeinsam erlittenen schweren Schicksals zweier Völker gehoben, um von daher zu einem Element der Versöhnung zu werden. Nicht nur, weil dieses Stalingrad und seine Menschen unsäglich gelitten haben, sondern vor allem deshalb, weil der Krieg dem patriotischen Gefühl dieser Menschen ungewöhnliche Tiefenwirkung gegeben hat, dem patriotischen Gefühl, das zusammen mit der vereinfachenden Dialektik, in der zu denken sie gelernt haben, ihnen die Möglichkeit versperrt, die Doppelpoligkeit des Geschehens zu erkennen.

Gewiß hat Stalin schon mit dem Dekret von 1934 das Steuer herumgeworfen, als die Umkehr von der internationalen zur nationalen Geschichtsbetrachtung im Schulunterricht verordnet wurde, und das Pflänzchen des russischen Patriotismus in die rote Erde gepflanzt. Aber der „vaterländische Krieg" erst hat zu jener Durchdringung von Nationalgefühl und kommunistischem System geführt, der man heute begegnet und die allerorten gehegt und gepflegt wird.
Schon auf dem Lemberger Flugplatz stießen wir das erstemal auf diese Manifestation des Sieges. Das Flughafengebäude

erinnert an einen mittleren Provinzbahnhof und ist noch in jenem Stil aufgebaut, den der Mitteleuropäer immer wieder versucht ist, als kommunistischen Neobarock zu ironisieren. In dieser Stadt, die während eines Menschenalters österreichisch und polnisch war und nun sowjetisch ist, kann es noch geschehen, daß kommunistische Funktionäre mit österreichischen Regierungsmitgliedern während einer kurzen Flugpause gemeinsame k. u. k. Armee-Erinnerungen aus dem ersten Weltkrieg austauschen. Aber die Worte, so herzlich sie auch gesprochen sind, stehen unverbindlich im Raum. Nachbarliche Wärme, die einen Pulsschlag lang aufkommen will, erstarrt und erkaltet unter dem nüchternen Griff der Wirklichkeit. Ein Blick auf die Fresken in der Halle erinnert daran, wieviel die Uhr des Schicksals geschlagen hat und wie einschneidend die Veränderungen im Weltenlauf der letzten Jahre gewesen sind. Naiv und naturalistisch in Form und Farbe gefaßt, versinnbildlicht da eine Mutter, mit einem Mädchen an der Hand, das russische Volk, dem Rotarmisten erbeutete deutsche Fahnen zu Füßen legen.

In allen möglichen Varianten sind wir diesen Bildern wieder begegnet: in Bahnhöfen, in den Metrostationen und in öffentlichen Gebäuden. Im Bewußtsein der Russen ist dieser letzte Krieg als eine bis an den Lebensnerv gehende Bedrohung lebendig. Und der Schock, den das russische Volk vom Juni 1941 bis zur entscheidenden Wende des Winters 1942/43 erlitten hat, muß so nachhaltig gewesen sein, daß der Stolz über den errungenen Sieg gar nicht geringer sein kann, als er heute empfunden und dargestellt wird.

Als wir hinauskamen nach Peterhof, dem einstigen Sommersitz Peters des Großen, teilten sich die tiefhängenden dunklen Wolken, die drohend ein Gewitter angekündigt hatten, und die Sonne brach durch. In breiten Bahnen flutete Licht auf das Schloß, wurde blendend reflektiert von goldenen Brunnen-

figuren und brach sich in den Fontänen und Kaskaden der Wasserspiele.
Halbwegs zwischen Leningrad und Peterhof war die Front des letzten Krieges verlaufen. Die zärtliche Heiterkeit des Barock, die verspielte Träumerei aus Stein und Wasser auf den Terrassen war von der unerbittlichen Hand des Krieges zerstört worden. Nicht nur die Zeit, sondern auch ein zielstrebiger Wiederaufbau hat die Wunden geheilt. Wir sahen keine der Wunden mehr, die hier Bomben und Granaten aufgerissen hatten. Das ursprüngliche Bild war wiederhergestellt worden. Dem Meer zugekehrt leuchtete die Fassade des Schlosses weiß und gelb, an seine Geschwister Schönbrunn und Versailles erinnernd, zwei steile Treppen flankieren eine Wand, in die Grotten eingelassen sind, führen vorbei an einem Bassin mit seinen goldstrahlenden Figuren, Wasserschleier stürzen von Bassin zu Bassin, Wasserstrahlen schießen zehn Meter und mehr in die Höhe, zerstäuben, um in perlenden Tropfen herabzuschweben. Ein prächtiges Schauspiel anmutiger Bewegung, das erst dort zur Ruhe kommt, wo der etwa einen halben Kilometer lange Kanal beginnt, der gesäumt von Promenaden, zwischen alten Bäumen hinausführt zur Meeresbucht.
Als ich hinaufblicke zum Schloß, erstrahlt auf den beiden Ecktürmen golden der krönende Zierat: auf dem einen das Kreuz der orthodoxen Kirche, auf dem anderen der Doppeladler der Zaren. Die Sowjets haben nichts weggelassen, als sie die alte Schönheit wieder herstellten. Das will mir als ein Symptom erscheinen, als ein Symptom für den Umstand, daß der russische Patriotismus, dem man allenthalben begegnet, in der Geschichte des russischen Reiches verankert ist. Man weicht den Symbolen von gestern nicht aus. Genau wie die Menschen mit verhaltener Bewunderung den verschwenderischen Prunk der Rüstkammer im Moskauer Kreml erleben und mit zurückhaltendem Respekt vor der Vergangenheit sich zwischen

den Zarengräbern bewegen, sei es in der Peter-Paul-Festung zu Leningrad oder in der Erzengel-Kathedrale im Kreml von Moskau.

Auf einer Fahrt durch Leningrad halten wir vor einem Denkmal: zwei Matrosen öffnen mit sichtlicher Anstrengung eine Schiffsluke, durch die Wasser strömt. Unser Begleiter erzählt uns die Tat, der dieses Denkmal gesetzt wurde: während des Russisch-Japanischen Krieges wurde das Kriegsschiff „Stereguschdschy" von den Japanern aufgefordert, sich zu ergeben; statt dieser Aufforderung nachzukommen, haben die Matrosen das Schiff selbst versenkt. Nicht, daß uns das erzählt wird, sondern vielmehr wie es uns von diesem etwa dreißigjährigen intelligenten Menschen, einem offensichtlich überzeugten und geschulten Kommunisten erzählt wird, ist aufschlußreich. Ohne aufdringlich oder gar phrasenhaft zu sein, ist etwas Feierliches in seiner Stimme, unverkennbar schwingt der Stolz über die heroische Tat seiner Vorfahren mit. Dieser junge Kommunist denkt offenbar nicht mehr daran, daß es Soldaten des Zaren waren, daß der Krieg, in dem sie zugrunde gegangen sind, die russische Revolution von 1905 ausgelöst hat. In einer solchen Begegnung wird einem lebendig vor Augen geführt, in welchem Maße es dem sowjetischen Regime gelungen ist, die historische Kontinuität herzustellen.

Wo sonst als in Leningrad sollte der große Bogen der russischen Geschichte in seinem inneren Zusammenhang sichtbarer werden? Was dem mitteleuropäischen Beobachter hier zunächst als gegensätzlich und unvereinbar erscheint, greift ineinander über und fügt sich zum Ganzen.

Wir stehen vor dem Denkmal, das Katharina II. Peter dem Großen errichtet hat; vor diesem Denkmal, das in seiner Form so unerhört modern anmutet. Auf einem Felsen, der einen Hügel symbolisiert, bäumt sich das Pferd, das eine Schlange zertritt. Der Blick des kaiserlichen Reiters ist hinüber gerichtet

zur Peter-Paul-Festung, aus deren im Dunstschleier liegenden Silhouette der Kirchturm wie eine Nadel zum Himmel weist. Auf den sachten Wellen der Newa schaukeln Kriegsschiffe. Dieser Zar, der hier in einer kühnen Geste dargestellt ist, hat die Stadt 1712 gegründet, als ein Fenster nach dem Westen. Seit seinen Tagen ist die russische Politik bestrebt gewesen, die Enge nach dem Westen hin zu sprengen. Er hat den Blick seines Reiches und seines Volkes nach dem Westen gelenkt.

Der Platz, auf dem wir neben diesem Denkmal stehen, trägt den Namen der Dekabristen, jener aufständischen Aristokraten und Gardeoffiziere, die 1825, nach dem Tode Alexanders I., Reformen im westlichen Geiste verlangt haben.

Was hier an der Newa geträumt wurde, von Zaren und von Dekabristen, ist machtpolitisch die Moskauer Wirklichkeit von heute. Die Russen sitzen in Königsberg, ihr Einfluß reicht bis Stettin. Der Geist aber, den sie zum Werkzeug ihrer Politik gemacht haben, stammt aus dem Westen: sein Ursprung heißt Hegel, Marx und Engels.

Zwischen Moskau und Leningrad, der neuen und der alten Metropole des großen Reiches, gibt es eine mentale Rivalität, wie zwischen großen Städten in anderen Ländern auch. Das drückt sich in einer gutmütigen Ironie der Moskauer aus und reicht vom Qualitätsvergleich des Wodka bis zu dem des Balletts und der Oper. Wenn Moskauer aber von den Leiden Leningrads während des Krieges sprechen, dann tun sie das voller Hochachtung.

In der Propaganda, mit der die Bevölkerung der eingeschlossenen Stadt, wo es kaum mehr etwas zu essen gab, zum Durchhalten aufgefordert wurde, spielte der Hinweis eine große Rolle, daß die Stadt Lenins dem Feind nicht in die Hände fallen dürfe. Mit drei höchsten Orden wurde die Stadt für ihre Standhaftigkeit belohnt, mit drei Auszeichnungen, die

heute den Giebelfries des Stadtsowjet-Gebäudes, den ehemaligen Marine-Palast, schmücken.
Hier, in dieser großzügig angelegten, noblen, sehr europäischen Stadt, mit der freien Atmosphäre, die alle Seestädte der Welt auszeichnet, kann man neben den Spuren der Geschichte, jenen der Geburtsstunde der bolschewistischen Revolution folgen. Vor dem Finnischen Bahnhof hat Lenin vom Panzerwagen „Antikapitalist" aus zu den Massen gesprochen. Der Panzerwagen steht heute auf einem Marmorblock im Hofe des Lenin-Museums. Hinter der feingliedrigen Empirefassade des Smolny-Palais hat 1917 Lenin seine letzten Entschlüsse gefaßt, während Kerenski unter dem Donner der Geschütze des Kreuzers „Aurora" im Winterpalast der Zaren verzweifelt versuchte, der Situation Herr zu werden. Wie ein lebendiges Denkmal wiegt sich das Schiff noch heute auf den Wellen der Newa. Vom Smolny-Palais aus, das heute verträumt und baumumrauscht daliegt, zogen die Massen zum Winterpalast, um Kerenski zu stürzen.
Wenn man diesen Weg, an dem die Zeugnisse des historischen Geschehens von Peter dem Großen bis Lenin stehen, heute wandert, dann bedenkt man, daß der Bogen, der sich von Peter dem Großen bis Lenin spannt, gar nicht so brüchig ist, wie manche glauben. Wenn die Völker auch nicht fähig sind, aus der Geschichte zu lernen, die Geschichte erweist sich in ihrem Dasein mächtiger, als sie es wahrhaben wollen.
Dieser Patriotismus unter roten Fahnen hat starke Wurzeln im russischen Menschen geschlagen und er findet in der russischen Seele einen für uns zuweilen ungewöhnlich scheinenden Ausdruck. Das wird einem so recht bewußt, wenn man die oft kilometerlange Menschenschlange sieht, die sich über den Roten Platz hinaus in den Nebenstraßen verliert. Geduldig warten die Menschen aus nah und fern stundenlang, bis sie das Lenin-Mausoleum betreten können, um ein paar Minuten vor

den beiden Toten — Lenin und Stalin — zu verweilen. Es ist mehr als fraglich, ob sie nur den Revolutionär, den Führer der Bolschewiki in Lenin verehren. Mehr als sie es wissen, spüren sie gewiß, daß dieser Wladimir Ilitsch Lenin den Grund gelegt hat für die Vollstreckung des Erbes Peters des Großen. Von den zahlreichen Stätten, die dem Gedenken Lenins gewidmet sind, befindet sich eine der bedeutendsten und vielbesuchtesten in Uljanowsk, dem ehemaligen Simbirsk. Es ist jene Stadt, deren Name sich vom ursprünglichen Familiennamen des Gründers der UdSSR ableitet.

Eine ungepflasterte, holprige Straße windet sich von der Wolgastation aus — an zahlreichen Hütten, Schrebergärten und Baracken vorbei — hinauf zu der Hochebene, auf der Uljanowsk liegt. Die etwa 250.000 Einwohner zählende Stadt gleicht eher einem riesigen Dorf, dessen Holzhäuser mit den schön geschnitzten Giebeln nicht darüber hinwegtäuschen können, daß sie sich in einem Zustand des Verfalles befinden.

In einer stillen Seitenstraße halten wir vor dem aus mehreren Gebäuden bestehenden Wohnkomplex, in dem die Familie Uljanow von 1878 bis 1887, in einer Zeit also, da der junge Wladimir Ilitsch zwischen dem 8. und 17. Lebensjahr stand, lebte. Das Objekt ist jetzt ein Museum, ein Museum allerdings, bei dessen Betreten der Besucher die Kopfbedeckung abnehmen muß!

Die Inneneinrichtung atmet gediegene Bürgerlichkeit. Das Musikzimmer läßt die einstige Kulturbeflissenheit der Familie erkennen. Vater Uljanow war zu jener Zeit Direktor des Simbirsker Gymnasiums, die Mutter entstammte einer angesehenen Petersburger Arztensfamilie, hatte eine solide Erziehung genossen und pflegte Goethe, Schiller und Shakespeare in den Originalsprachen zu lesen. Das unvermeidliche Schachspiel fehlt in dieser Wohnung ebensowenig wie eine umfangreiche Bücherei, und die Behaglichkeit des Milieus macht es dem Frem-

den schwer verständlich, daß gerade in solcher Atmosphäre ein Mann heranwuchs, der zum größten Revolutionär der Geschichte wurde. Die russische Dolmetscherin, die uns herumführt, begnügt sich allerdings keineswegs mit dieser objektiven Feststellung. Nach ihrer Terminologie gilt Lenin als der „größte Mensch" überhaupt . . .

Der Patriotismus unter roten Fahnen findet seinen stärksten äußeren Ausdruck nicht in irgendeinem Bereich dessen, was man drüben Sozialismus nennt, sondern in jenem Bereich, in dem er sich überall auf der Welt und unter jedem System am stärksten ausdrückt: im militärischen.

Trotz allem Respekt vor der straffen Disziplin und Haltung konnte ich ein Schmunzeln nicht unterdrücken, als ich die Garderegimenter in Moskau und Leningrad bei der Begrüßung der österreichischen Regierungsdelegation sah. Mit ihren gutgeschnittenen Uniformen, den glänzenden Stiefeln, blitzenden Knöpfen, dem leuchtend roten Bruststück im blaugrünen Uniformrock (man verzeihe mir die zivilistische Ausdrucksweise), den blitzenden Degen und goldstrotzenden Rangabzeichen sahen sie nicht wie die Soldaten einer Revolution aus. Sie waren .einem zaristischen Garderegiment zum Verwechseln ähnlich.

Ein Parademarsch dieser Güte wäre auf einem preußischen Kasernenhof nicht besser zu sehen, jede unserer Militärkapellen könnte ihre russischen Kollegen um die Präzision beneiden, mit der diese die österreichische Bundeshymne spielten.

Als sie an mir vorbeizogen, der harte Tritt der Stiefel in meinen Ohren dröhnte und ich in diese jungen, kraftstrotzenden Gesichter schaute, spürte ich es sehr kühl in mein Bewußtsein dringen: dieser bis zur Perfektion gesteigerte militärische Mechanismus bändigt eine explosive Aggressivität.

Im Angesicht des Kreml meint man, im Vorhof eines Palastes aus Tausendundeiner Nacht sich zu befinden. Ehe die Moskowiter noch das ganze große Reich unterworfen hatten, haben sie inmitten der unermeßlichen Weite der Landschaft diesen Hügel von kaum fünfzig Meter Höhe ausgewählt zwischen Moskwa und Neglinka, um darauf in kühner Wehrhaftigkeit und verschwenderischer Pracht ihre Macht und Herrlichkeit zu manifestieren. Wohlvertrautes und Fremdartiges vermengt sich hier dem westlichen Auge zu seltsam reizvoll Neuem. So sehr auch die Spuren westlicher Architektur ins Auge springen, das besonders Anziehende geht von den byzantinischen Elementen aus, die immer wieder durchbrechen.

Wie ein suggestiv wirkender Einleitungsakkord geht dieser fremdartige, byzantinisch-orientalische Reiz von der Basilius-Kathedrale aus, die nicht zum Kreml-Areal gehört, aber der Kremlmauer auf dem Roten Platz vorgelagert, das Gesamtbild wesentlich mitbestimmt, wenn man es vom historischen Museum aus zur Moskwa hin betrachtet. Im Gesamtumriß etwa einer gedrungenen Pyramide ähnlich, drängen sich auf engstem Raum Türme, deren Zwiebelgrundform in gedrehte Wulst- und Rautenornamentik abgewandelt ist. In dieser fast willkürlich anmutenden Architektur entfaltet sich eine faszinierende Formen- und Farbenpracht. Rote, grüne und blaue Farbfelder werden weiß und gold unterbrochen.

Düster erhebt sich die Kremlmauer im nachgedunkelten roten Backstein bis zu zwanzig Meter Höhe. An ihrer Hauptfront verrät sie mit den langobardischen Zinnen die Handschrift italienischer Baumeister. Von wo immer man das Gesamtbild des Kreml betrachten mag: die Wehrhaftigkeit dieser im Um-

riß 2600 Meter langen Anlage wird von den trotzigen Wachttürmen unterstrichen.

Der schönste dieser Türme, denen erst in späteren Jahrhunderten die Zeltdächer aufgesetzt wurden, ist am Roten Platz der Spasski- (Erlöser-) Turm. Der Gotik und dem Barock nachempfundener Zierat begleitet den Bau zur Höhe, in dem sich das berühmte Glockenspiel des Kreml befindet.

Sowohl an den kirchlichen wie auch an den weltlichen Bauten haben italienische Baumeister, wie Aristotele Fieravanti und Pietro Solario, wesentlichen Anteil, wenngleich vor allem an den Bauten bis ins ausgehende 18. Jahrhundert das spezifisch Russische und Byzantinische immer wieder durchkommt. So an der Front eines alten Palastes in blassem Blau, dessen barocke Stuckformen, von denen die Fenster weiß umrahmt werden, bizarre Verschnörkelungen aufweisen, die der Zwiebelform folgen. Das blasse Blau übrigens scheint neben dem zartleuchtenden Gelb die bevorzugte Farbe adeliger Bauten gewesen zu sein. Es schien mir fast noch heiterer und nobler. als das auch bei uns beheimatete Gelb. Ich habe es in Leningrad häufiger gesehen als in Moskau und war versucht, es analog unserem Schönbrunner Gelb, das „Zaren-Blau“ zu nennen.

Nicht nur, weil sie heute keine Realität mehr verkörpern, muten die großen Kreml-Kathedralen wie der Schauplatz eines Märchens an. Was hier an Schönheit und Prunk sich entfaltet, ist wirklich märchenhaft. Die älteste unter ihnen ist die von 1475—1479 erbaute Mariä-Himmelfahrts- (Uspenskij-) Kathedrale, gekrönt von fünf goldenen Kuppeln. Verschwenderischer Bilderreichtum füllt die Wände, in der unteren Hälfte die typisch statischen Heiligendarstellungen byzantinischer Ikone, darüber Szenen aus dem Leben Christi. Goldgefäße und Leuchter, Alabasterampeln lassen heute noch die mystische Prunkentfaltung des Zeremoniells ahnen, das hier bei der Krönung der Zaren entfaltet wurde. Die dem Erzengel Michael geweihte

Archangelskij-Kathedrale birgt die älteren Zarengräber, darunter auch jenes von Iwan dem Schrecklichen. Die bedeutsame Kette wird geschlossen von der Verkündigungs- (Blagowestschenskij-) Kathedrale und vom 81 Meter hohen Glockenturm Iwan-Weliki, in dem 52 Glocken untergebracht sind.

Wenn man hier sieht, in welchem Maße, man möchte sagen: in welcher Gleichwertigkeit kirchliche neben weltlicher Macht sich eindringlich zur Schau stellt, dann bekommt man einen Begriff davon, wie sehr beide Sphären einander durchdrungen haben. Die eine war ohne die andere nicht denkbar. Als die eine gestürzt wurde, mußte die andere mitfallen. Hier liegen sie, die toten Machtträger von einst in engster Nachbarschaft: die Metropoliten und Patriarchen in der Uspenskij-Kathedrale, die Zaren in der Archangelskij-Kathedrale. Hier haben sie ihren Frieden gefunden, die einst zuzeiten nebeneinander, miteinander oder gegeneinander gerungen haben um die Gestaltung dieses Reiches von der Baltischen Bucht bis Wladiwostok. Und es war immer auch ein Ringen, wohin der Blick sich wenden, die Macht sich richten sollte: nach Ost oder nach West. Deshalb, weil hier die Doppelgesichtigkeit, die diesem Reich zwischen Ost und West eingeboren ist, so augenfällig in Erscheinung tritt und so untergründig in der Atmosphäre spürbar ist, wird einem gerade an diesem Ort verständlich, warum dieses Moskau immer der Inbegriff der russischen Metropole geblieben ist, auch während der zwei Jahrhunderte, in denen Petersburg, als Fenster nach dem Westen, ihm diesen Rang streitig machen sollte.

Die Bolschewiki haben anders, als es ihrer materialistischen Ideologie entsprechen würde, gehandelt, als sie die Metropole wieder nach Moskau verlegten. Sie haben damit den politischen Urinstinkt der Macht bewiesen und sich der schicksalhaften Doppelgesichtigkeit dieses Reiches zwischen Europa und Asien gestellt. Sie, die nüchternen Rationalisten, spinnen heute die

Fäden ihrer Macht nach allen Himmelsrichtungen von diesem Kreml aus, in dem jeder Stein den Reichsmythos der Vergangenheit atmet, und sie, die Rationalisten, haben den Kreml zu einem politischen Begriff in der Welt gemacht, wie er es in gleichem Maße noch niemals war. Wie sehr dieser Reichsmythos von einst auch in ihrer Politik wirkt und das Volk, das sie führen, erfüllt, wissen wir erst seit dem zweiten Weltkrieg, als Molotow die alten Forderungen der Zaren präsentierte: Herrschaft über die baltischen Staaten und Kontrolle über die Dardanellen.

Die weltlichen Bauten des Kreml, nach der teilweisen Zerstörung durch Napoleon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erbaut, zeigen die kühlere Noblesse des Empires, jenes bürgerlichen klassizistischen Stils, den bei uns Kornhäusl so vorbildlich gestaltet hat. Sieht man ab von den respektablen Zeugnissen russischer Erzgießerei, die im Grunde aber doch nur Fremdenverkehrsattraktionen sind, von der 200 Tonnen schweren Riesenglocke „Zar Kolokol" und der 40 Tonnen schweren Riesenkanone „Zar Puschka", die im Kremlhof ständig von staunenden Besuchern umgeben sind, dann sind es das große Kreml-Palais, die Rüst- und die Schatzkammer, die neben den Kathedralen das unverlierbare Bild bestimmen. In der Rüstkammer bietet sich dem Besucher die unermeßliche Fülle eines sagenhaften Reichtums, der hier am Zarenhof durch Jahrhunderte angewachsen ist und zusammengetragen wurde.

In langen Reihen stehen die Glasvitrinen, in denen man Waffen und Zierat vergangener Epochen bestaunen kann. Da blitzt es von silberbeschlagenen Panzern, kunstvoll verschnörkelten Dolchen und Pistolen, mongolischen Krummschwertern, Morgensternen und Arkebusen, hermelinbesetzten Spitzenhelmen, Bihändern und Rundschilden, aus denen kostbare Steine funkeln.

An die Waffensammlung schließen sich mehrere Räume an, in

denen Geschenke ausgestellt sind, die von ausländischen Botschaften dem Zarenhof überreicht wurden. Der Erfolg der jeweiligen diplomatischen Mission hing nicht selten von dem Maße ab, in dem das Präsent dem Herrscher aller Reußen gefiel. Kein Wunder also, daß die Gesandten einander mit Kostbarkeiten zu überbieten versuchten. Erlesene Nürnberger Kunstschmiedearbeiten sieht man neben venezianischen Gläsern, prunkvolles Gold neben feinstem Porzellan, Silber aus Tula neben raffiniertesten Finessen für das Wohlbehagen, Dinge subtilsten Geschmacks neben erstaunlichen Meisterwerken der damaligen Technik, wie — um wahllos nur ein Beispiel herauszugreifen — eine ganz und gar aus Holz verfertigte Uhr. Prächtige Kronen, Throne, Roben und Karossen steigern den Eindruck zu einem Rausch der Farben und der unermeßlichen Werte.

Den heutigen Herren ist das nur noch museales Gut, „Zeugnisse der materiellen russischen Kultur", wie es in den Prospekten heißt. Die Zeit ist, wie überall so auch hier, über die Gräber von einst und über den Prunk von einst hinweggegangen. Sie hat es hier nur konsequenter getan als anderswo.

Der Kontrast zwischen dem Gestern und Heute wird verdeutlicht, wenn man die Räume des großen Kreml-Palais durchschreitet, seidene Tapeten, Damastbezüge, edle Hölzer, goldene Facetten und tausenderlei andere Wesenszüge einer Innenarchitektur bewundert, die bis in die unwichtigsten Verästelungen darauf bedacht war, Größe, Macht und grenzenlosen Reichtum zu repräsentieren.

Zuletzt durchwandert man die Marmorhalle, die auch heute noch großen Empfängen vorbehalten ist. In dem kühlen weißen Marmor sind die großen Namen der russischen militärischen Geschichte eingemeißelt: ein steinernes Heldenbuch des russischen Volkes. Von hier aus betritt man den Sitzungssaal des Obersten Sowjets und des Nationalitätenrates der Sowjetunion.

Die Einrichtung ist schmucklos und zweckmäßig, mit allen technischen Finessen für Simultanübersetzung, Rundfunk- und Fernsehübertragungen ausgestattet. Von der traditionellen hufeisenförmigen Gestaltung europäischer Parlamente, die den Fraktionen je nach politischer Färbung die Sitze von rechts bis links einräumen, ist man hier abgekommen. Fraktionen gibt es im Parterre nicht, eher schon auf der erhöhten Präsidiumtribüne mit den Sitzen für die höchsten politischen Funktionäre. Der Saal gleicht in seiner Anlage mehr dem Hörsaal einer Hochschule denn einem Parlament.

Die Bewachung der eigentlichen Regierungsgebäude ist dezent, aber durchaus intensiv. Am Sitz des Regierungschefs Chruschtschow und des Vorsitzenden des Obersten Sowjets, der die repräsentative Funktion des Staatsoberhauptes ausübt, Marschall Woroschilow, sieht man in gewissen Abständen hinter offenen Türen immer wieder die Soldaten der Kremlwache. Was bei uns mit einem Polizisten am Tor sein Genügen findet, setzt sich dort gewissermaßen als eine Sicherheitskette bis ins Allerheiligste fort.

Von besonderem Interesse für uns aber waren die kleinen, unauffälligen Nebensächlichkeiten, in denen sich die Rangordnung der sowjetischen Hierarchie ausdrückt. Das Zimmer Chruschtschows liegt im ersten, das Woroschilows im zweiten Stock; der Raum des Ministerpräsidenten ist größer als der des Vorsitzenden des Obersten Sowjets. Andererseits war es auffällig, daß wir in allen Zimmern des Regierungsgebäudes, einschließlich des Arbeitsraumes von Chruschtschow, nur Bilder von Marx und Lenin sahen. Nur im Arbeitsraum von Woroschilow war die Bildergalerie um Friedrich Engels und — Josef Stalin erweitert. Eindrucksvoll war die Einfachheit der Arbeitsräume, die jeden besonderen Schmuckes entraten, von Prunk ganz zu schweigen. Dabei handelt es sich aber keineswegs um penetrant zur Schau gestellten Puritanismus.

Eine besondere Kostbarkeit des Kreml ist der Tainitzky-Garten, der über den zugeschütteten Gräben und über der verbauten Neglinka angelegt ist. Weite Rasenflächen und duftende Lindenbäume bilden hier eine Terrasse auf dem Hang zur Stadt hinunter.

Hier fand an einem sonnenüberfluteten Julitag der große Empfang für die österreichische Regierungsdelegation statt. Solche Empfänge, bei denen man herumsteht, Brötchen ißt und ein Glas Fruchtsaft oder Alkohol trinkt, sind heutzutage Dutzendware in aller Welt geworden. Hier haben sie deshalb einen gewissen Reiz, weil sich die vereinzelt auftretende Hypereleganz westlicher Diplomatengattinnen mit der gesellschaftlichen Ungezwungenheit der Sowjets mischt. Das für uns Interessante aber war, daß wir während des Trinkspruches von Bundeskanzler Raab Muße genug hatten, aus der kurzen Distanz von wenigen Schritten einige der wichtigsten Männer des Kreml zu beobachten. Mir sind dabei drei profilierte Typen aufgefallen. Zunächst Nikita Chruschtschow, der an der Oberfläche einen durchaus bieder-sympathischen Eindruck macht. Breit und stämmig gebaut, trägt der gedrungene Körper einen mächtigen, kahlen Bauernschädel. Man ist versucht, in ihm das Urbild des ukrainischen Bauern zu sehen, dem jeder, auch der weitest geschnittene Anzug zu eng ist. Russenbluse mit offenem Kragen wäre seiner Behäbigkeit gemäßer. Aber um den Mund, der breit lachen kann, und vor allem in den wasserhellen Augen sitzt Entschlossenheit und Energie, die ohne Zweifel auch an der Brutalität nicht ihre Grenze findet.

Neben ihm der ebenfalls nur mittelgroße, schmale Anastas Mikojan, dunkel und schmalgesichtig, mit einer sehr hohen, ausgeprägten Stirn. Gegenüber Chruschtschow ein auffallend intellektueller Typus, in dessen Mundwinkeln ein orientalischer Zug schlummert, von dem man nicht sagen kann, ob er Humor oder Ironie widerspiegelt.

Ganz anders der größere, schlanke Suslow, nicht nur wegen seiner Brille einem Professor ähnlich. Von ihm sagt man, er wäre der letzte Ideologe im engeren Kreise des Kreml. So sieht er aus.

Allen gemeinsam ist im Letzten etwas Undurchschaubares. Gewiß: das gehört zu Politikern immer und überall. Dort aber ist es noch um einen Grad mehr. Im Gegensatz dazu und durchaus sympathisch beruhigend ist die ungezwungene Form, in der sich diese Männer geben. Eine kleine Beobachtung mag als bezeichnend hier wiedergegeben werden. Während Bundeskanzler Raab im Tainitzky-Garten seinen Trinkspruch sagte, standen Chruschtschow und Mikojan zu seiner Linken. Raab sprach seine Einladung an Chruschtschow aus, Österreich zu besuchen, und bat, man möge Mikojan mitbringen, der Österreich schon kenne und der beste Freund Österreichs in der sowjetischen Regierung sei. Bei dieser Passage lachte Chruschtschow seinem Kollegen Mikojan ins Gesicht, drohte ihm mit erhobener Hand und stieß ihn freundschaftlich in die Seite. Das war burschikos, fast bubenhaft, aber dezent und nicht störend. Diese ungezwungene Form hat etwas menschlich Unmittelbares und Verbindliches. Das aber macht das Rätselraten um das, was man vom Kreml zu erwarten hat, nur noch rätselvoller. Von dieser Beobachtung her zwingt sich die Überlegung auf, daß wir im Westen vielleicht zu viel in die sowjetische Politik hineingeheimnissen. Vielleicht geht sie nur mit neuen Methoden den Weg, der vom Kreml aus seit Jahrhunderten gegangen worden ist: den Weg russischer Machtpolitik. Der Kreml war einmal die Verkörperung des „dritten Rom", er ist für uns immer noch das Mekka des Kommunismus. Und wir übersehen, daß auch er Grenzen innerhalb der eigenen Welt hat, an denen er sich stößt. Dem Kreml, als dem Mekka des Kommunismus, erwächst in Peking ein Medina.

In den Besatzungsjahren lachte man bei uns über folgenden Witz: An der Ennsbrücke steht ein sowjetischer Wachtposten, der einen vorbeikommenden Österreicher aufhält und ihm bedeutet, seine Taschenuhr funktioniere nicht mehr. Der Österreicher besieht sich die Uhr, öffnet den Deckel und entdeckt zwischen den Zahnrädern eine leblose Wanze. Plötzlich huscht ein Strahlen der Erleuchtung über das Gesicht des Russen und er sagt: „Ah, verstehn, Maschinist tot!"
Solche Witze kursierten damals zu Dutzenden. Sie alle fanden ihre Pointierung in der Primitivität und Rückständigkeit der Sieger aus dem Osten. Die Vorstellung vom naiven Iwan hat sich in unserem Denken so sehr verwurzelt, daß wir den erfolgreichen Abschuß der ersten sowjetischen Interkontinental-Rakete und schließlich der Sputniks eher mit wohlwollender Sympathie als mit Furcht registrierten. Es war eine Sympathie, in die sich die leise Schadenfreude mischte, daß die „großsprecherischen Amerikaner" nicht mehr das alleinige Privileg für technische Großtaten besitzen. Nur zögernd ist man bereit, den Sowjets auf technisch-wissenschaftlichem Gebiet eine Art von Gleichrangigkeit mit dem Westen zuzugestehen. Das Bild des einfältigen russischen Landsers, dem die Wasserspülung eines englischen Klosetts wie das siebente Weltwunder dünkt, ist freilich nicht zufällig entstanden und läßt sich nicht von heute auf morgen verwischen. Dennoch — es bedarf in unserem ureigensten Interesse einer Revision.
Auch der Tourist in der UdSSR ist — besonders in den ersten Tagen — immer wieder versucht, sich selbstgefällig auf die Brust zu schlagen und auszurufen: „Schau, wie primitiv!" Bei längerem Hinsehen wird man vorsichtiger in seinem Urteil,

schließlich sogar nachdenklich. Man erkennt, daß es mit dem Ironisieren und Bagatellisieren der Sowjets auf die Dauer nicht getan ist, daß sich der Westen nicht damit begnügen darf, über diese so gänzlich andere Welt zu spotten, sondern sich geistig in einem noch stärkeren Maße mit ihr auseinandersetzen und darüber hinaus ganz konkrete Maßnahmen ergreifen muß, um der russischen Dampfwalze Einhalt zu gebieten. In dieser Walze ist nämlich längst nicht mehr eine militärische Bedrohung allein zu sehen; das Abendland muß auf der Hut sein, auch technisch-wissenschaftlich nicht überrollt zu werden. Noch brauchen wir nicht zu fürchten, daß ein Russe mit dem Finger auf uns weist und zu einem anderen breit erklärt: „Dowarisch, schau, wie primitiv!“, aber es ist nicht zu leugnen, daß dieser Fall irgendwann einmal eintreten könnte.

Eine kleine Episode im Riesenkraftwerk Stawropol ist bezeichnend für die Situation: unter den Technikern, die uns durch die Haupthalle führten, befand sich auch ein etwa dreißigjähriger, schmächtiger Mann mit ungeordnetem blonden Haar und angetan mit einem unglaublich schlechtsitzenden, schäbigen Anzug. Es wurde beinahe als Zumutung aufgefaßt, gerade von diesem Menschen, der eher einem Hilfsarbeiter als einem Ingenieur ähnlich sah, das größte Kraftwerk Europas erklärt zu bekommen. Und doch erwies er sich dann als ein Fachmann, der mit den subtilsten Dingen der Stromerzeugung, wie der Elektrizitätswirtschaft überhaupt, bestens vertraut war.

Tatsächlich ist in der Sowjetunion selbst ein Wissenschaftler von Rang und Namen schwer vom kleinen Mann auf der Straße zu unterscheiden. Auch aus diesem Umstand entsteht dann leicht ein Zerrbild und eine Unterschätzung der Sowjets, die so ungeheuer gefährlich ist. Die Vorstellung von anderen Ländern hinkt zwangsläufig immer der realen Situation nach. Im Hinblick auf die Sowjetunion ist das jedoch besonders kraß der Fall.

Eine der grundlegendsten Veränderungen, die sich dort vollzogen hat, wird an folgendem Faktum verdeutlicht: vor rund 40 Jahren konnten nur etwa 15 Prozent aller Russen lesen und schreiben, heute gibt es kaum noch Analphabeten. Neidvoll muß man erkennen, daß unser Bildungswesen dem sowjetischen zwar qualitativ gleichwertig ist, sofern man damit die Reichhaltigkeit des Lehrstoffes meint, daß man aber in der UdSSR eine Begabtenförderung betreibt und dafür Mittel aufwendet, die unverhältnismäßig höher sind als bei uns oder in irgend einem anderen westlichen Land.

Die Beantwortung der Frage, wie „solche bewundernswerte Leistungen möglich sind", die ich in einem deutschen Programmheft des russischen Staatszirkus gefunden habe, ist symptomatisch. Es heißt da: „In erster Linie wohl deshalb, weil in der Sowjetunion durch die verschiedensten Organisationen die Menschen derart gründlich ‚erfaßt' werden, daß jedes Talent oder jede Begabung einmal in irgendeinem der vielen ausgeworfenen Netze hängen bleiben muß."

Die Förderung geistigen wie politischen Nachwuchses beginnt bereits beim gerade schulpflichtig gewordenen Kind in den sogenannten Pionierhäusern. In ihnen verbringen Kinder vom achten Lebensjahr an bis zum Abschluß der 10. Klasse zumeist ihre Freizeit. Es sind Stätten, die unseren Jugendhorten ähneln, nur ist das Programm vielschichtiger und verzweigter, die Überwachung und Betreuung durch fix angestellte Funktionäre und Erzieher intensiver.
Vier Abteilungen gibt es, in denen die Kinder ihre schöpferischen Fähigkeiten entwickeln können: eine technische, eine naturwissenschaftliche, eine künstlerische und eine sportlich-touristische, die sich nur dadurch von der Baden-Powellschen Idee unterscheidet, daß sie — wie alles in der UdSSR — eine

stark politische Akzentuierung aufweist. Man bastelt, malt und lernt nicht nur für sich allein, sondern entwickelt seine Talente zugleich für den „Sieg des Sozialismus". Hier, in den Pionierpalästen, wird dem jungen Sowjetbürger erstmals der Stempel des marxistisch-leninistischen Denkens in Seele und Geist gebrannt! Wenn die Buben und Mädels in die weißen Hemden, die dunklen Hosen und Röcke schlüpfen und sich das rote Tuch um den Hals knoten, ist es nicht mehr weit bis zur Überzeugung, daß sie berufen sind, die Welt zu verbessern. Eine Welt, von der sie noch ach, so wenig wissen und die sich ihnen auch später nur durch die Brille des Kommunismus präsentieren wird. Sowenig also der politische Effekt der Pionierhäuser zu bestreiten ist, sowenig darf man übersehen, daß diese Anstalten zugleich die Brutstätten einer neuen Intelligenz darstellen. Die Funktionäre halten ständigen Kontakt mit der Schule, beobachten jedes einzelne Kind und verfolgen seine Entwicklung, ängstlich besorgt, der Mittel- oder Hochschule könnte eine einzige Begabung verlorengehen. Sollten, wie es manchmal geschieht, Eltern es nicht für notwendig halten, ihren Sprößling weiterstudieren zu lassen, so ist es Aufgabe der Funktionäre, sie von Notwendigkeit und Vorteil eines großen Wissens zu überzeugen.

Entsprechend dem breiten Nachwuchs für die höheren Lehranstalten ist die Zahl der Schulen. In Uljanowsk beispielsweise, einer Stadt, die nur um 50.000 Einwohner größer ist als Linz (190.000 Einwohner), befinden sich drei Hochschulen; Kuibischew (800.000 Einwohner) besitzt 147 Allgemeinbildungsschulen, 42 Abendschulen, 24 technische Fachschulen, sieben Berufsschulen sowie vier Theater und fünf Museen, die den kulturellen Sektor erweitern; Gorki, mit über einer Million Einwohnern die größte Stadt an der Wolga, kann auf zehn Hochschulen, mehrere Forschungsinstitute und Bibliotheken hinweisen, Saratow aber nennt sich stolz die „Stadt der Hoch-

schulen". Es beherbergt, bei einer Einwohnerschaft von rund 500.000 Menschen, nicht weniger als elf solcher Institute, für die allerdings die Bezeichnung „Fachschule" manchmal eher zuträfe als „Hochschule".

In der Sowjetunion ist das Studium zwar nicht mehr — wie früher — ganz und gar kostenlos, aber die Mehrzahl der Studierenden wird durch Stipendien der finanziellen Sorgen enthoben. Die Entrichtung von Schulgeld, die 1940 eingeführt worden war, wurde 1956 wieder abgeschafft. Seit eineinhalb Jahren entscheidet eine Kommission, die sich aus Vertretern der Hochschulbehörde, der Studentenschaft und der Gewerkschaft zusammensetzt, über die Vergabe der Unterstützungen. Man geht dabei ziemlich großzügig vor, so daß etwa 87 Prozent aller Studierenden an der Moskauer Universität Stipendiaten sind. In anderen Städten ist ihr Anteil etwas niedriger und schwankt zwischen 77 und 82 Prozent. Allerdings sorgt der Staat auch dafür, daß sein Geld gut angelegt ist. Den Typus des „ewigen Studenten", wie er auf allen westeuropäischen Universitäten zu finden ist, kennt man in der UdSSR nicht. Wer eine Prüfung nicht sofort besteht, wird ausgeschieden, es sei denn, eine Kommission gibt ihm das Recht (beispielsweise wegen einer Erkrankung), noch einmal antreten zu dürfen. Im allgemeinen kennt der Protektor mit seinem Schützling keine Milde. Auch kann der Studierende nicht erwarten, später eine seinem Wissen durchaus entsprechende Bezahlung zu bekommen. Die Gehälter der sowjetischen Akademiker sind niedrig: ein Mittelschullehrer erhält um 1000 Rubel (der Kaufkraft nach entspricht das ungefähr demselben Betrag in Schilling), ein Ingenieur kann mit einer Bezahlung von 1200 bis 1700 Rubel rechnen, ein Arzt bekommt zwischen 800 und 1500 Rubel, ein Beamter (unserer Verwendungsgruppe A entsprechend) 1400 bis 1800 Rubel. Dagegen verdient ein Spezial-

arbeiter zwischen 1200 und 2000 Rubel (Stachanowarbeiter sogar bis zu 7000 Rubel) und ein Autobusschaffner bis zu 2000 Rubel.

Auch das Gehalt eines Universitätsprofessors liegt beträchtlich unter unserem Niveau. Als ich einen Gelehrten — er trägt an der Kuibischewer Universität Medizin vor — auf diese Tatsachen aufmerksam machte, meinte er gütig lächelnd, daß ihm 5000 Rubel vollauf genügten und daß er seinen westlichen Kollegen nicht neidig sei. Denn auf das Verdienen allein komme es ja nicht an . . .

Obwohl man nun einwenden könnte, der Professor habe leicht reden, denn 5000 Rubel sind für russische Verhältnisse in der Tat eine schöne Stange Geld, so steht doch fest, daß die Sowjetbevölkerung in einem viel größeren Maße als wir bereit ist, sich dem Staatsinteresse zu unterstellen. In Moskau braucht man dieses Unterwerfen der Persönlichkeit, diesen Idealismus des einzelnen, diesen Verzicht auf private Vorteile, diesen geradezu tierischen Ernst, mit dem an alle Aufgaben herangegangen wird. Nicht zuletzt ist es dieser sachliche Ernst, der auch das Leben auf den Hochschulen jener Romantik entkleidet, die man bei uns heute noch — trotz des hohen Anteils an Werkstudenten — findet. Die Universität in der Sowjetunion ist nicht die „Alma mater" mit Vivat Akademia, bunten Mützen und Mensuren, sondern eine reine Produktionsstätte für eine breite Schicht von Experten, die im technisierten Zeitalter für jedes Land von lebenswichtiger Bedeutung ist. Sie wird in immer stärkerem Maße zu einer scharfen Waffe im kalten Krieg der wirtschaftlichen Auseinandersetzung zwischen Ost und West. In der Deutschen Bundesrepublik beklagt man bereits heute das Manko von 60.000 technischen Akademikern, das sich bis 1970 abzeichnet; in anderen Staaten unseres Kulturkreises ist die Entwicklung ähnlich. Wie berechtigt diese Sorge ist, erhellt diese Zahl: 1955 gab es in der Deutschen

Bundesrepublik 40.000 Abiturienten, was einem Prozentsatz von 0,1 der Gesamtbevölkerung entspricht. Im gleichen Jahr waren es in der UdSSR 1,5 Millionen, was einem Prozentsatz von 1,5 der Gesamtbevölkerung entspricht.

Es gilt, diese sich anbahnende Gewichtsverlagerung endlich zu erkennen und etwas dagegen zu tun.

Quantität und fachliche Richtung des Studiums geben Aufschluß über die zielbewußte Lenkung, die bei der Heranbildung der sowjetischen Fachintelligenz wirksam ist.

Während es 1927/28 in der UdSSR nur 169.000 Studenten gab, waren es 1956/57 1,278.000, die sogenannten Fernstudenten nicht mitgerechnet. Aufschlußreich ist nun, wie sich diese Zahl auf die einzelnen Fächer verteilt hat: Technik 497.700, Erziehungswesen 368.000, Gesundheitswesen und Sport 152.000, Landwirtschaft 150.000, Verwaltung und Recht 47.000 und Kunst 12.000. Die „produktiven" Fächer und die Erziehung stehen mit weitem Abstand im Vordergrund.

Wie bewußt man das intellektuelle Training in der Sowjetunion betreibt und welche Summen man dafür ausgibt, bewies uns an einem einzigen Beispiel der Besuch der Universitätsbibliothek in Saratow. In ihren langen Hallen sind nicht weniger als 1,5 Millionen Bände aufgestapelt. Den Studierenden mangelt es also nicht an geistigen Turngeräten verschiedenster Art. Als wir einen der Leseräume betraten, stellten wir jedoch mit Erstaunen fest, daß nicht junge Studenten, sondern ältere Menschen — Angestellte, Beamte, Arbeiter — in die Bücher vertieft an den Tischen saßen. Die Direktorin der Bibliothek, eine unzweifelhaft gebildete Frau von damenhafter Erscheinung, die allerdings mit westlichen Autoren wie Hemingway und Camus nicht viel anzufangen wußte, klärte uns auf: die Studenten befanden sich gerade auf Sommerurlaub und die Einwohner von Saratow hatten dadurch Gelegenheit, ihr Wissen durch Lesen zu erweitern.

Der Eifer, mit dem sie davon Gebrauch machten, ist bezeichnend für den Bildungshunger und das Kulturbedürfnis in der Sowjetunion überhaupt. Beides wird geschickt in die Bahnen des Marxismus gelenkt, der sich längst auch schon der Volkskunst bemächtigt hat. Anläßlich eines Abends, der von den Arbeitern eines Werkes für die österreichischen Gäste veranstaltet wurde, sang ein Mädchen in schmucker altrussischer Tracht ein schönes altrussisches Lied. Es begann mit folgenden Worten: „Mein Freund ist Traktorist und arbeitet sehr viel, aber ich, ich steh ihm nicht nach, ich arbeite noch mehr ..." Eine alte Melodie mit zeitgemäßem Text.
Mir ist der Titel des Liedes leider entfallen, aber er hätte ganz gut „Produktionssteigerung" oder „Übererfüllte Norm" lauten können. Es ist frappierend, wie reibungslos der Bildungsmechanismus ineinander greift. Das kleine Abc des Revolutionärs in den Pionierhäusern, das große in den Komsomolzenjahren, das Integral des Marxismus auf den Hochschulen, zwischendurch unaufhörliche Auslese nach der jeweiligen Begabung, systematisches Training in den einzelnen Wissensgebieten — die Räder drehen und drehen sich. Das Endprodukt ist nicht so sehr ein umfassend gebildeter Mensch, denn vom humanistischen Bildungsideal westlicher Prägung ist man längst abgerückt, sondern ein durch und durch gedrillter Spezialist, der in dem Sattel gerecht ist, in den ihn die wirtschaftliche oder politische Notwendigkeit seines Staates gesetzt hat.
Mit den Armeen der Spezialisten aber werden in Zukunft vermutlich die Schlachten geschlagen werden.

GOTT WOHNT ABSEITS

Steht man auf dem Roten Platz in Moskau und schaut vom Warenhaus Gum hinüber zum Kreml, so könnte man leicht einer Täuschung anheimfallen, wenn man die Frage bedenkt, wie es um die Religion in der Sowjetunion bestellt ist. Denn neben den großen Sowjetsternen, die auf den Mauertürmen des Kreml die Spitzen krönen, funkeln die goldenen Kreuze auf den Kuppeln der Kreml-Kathedralen im Sonnenlicht. Das mutet wie ein Symbol friedlichen Nebeneinanders an, als hätte sich die neue Macht neben der alten Pracht und Herrlichkeit etabliert.

Aber aus den Kathedralen wurden die Popen ausquartiert, kein Weihrauch durchzieht mehr schwerduftend die Räume, keine metallen tieftönenden Männerstimmen preisen Gott. Die Ikonenwände sind sinnlos geworden, denn hinter ihnen verbirgt sich nicht mehr das Mysterium orthodoxen Gottesdienstes. Die dunklen Gesichter der Heiligen, von gleißendem Gold umrahmt, prunkvolles Gerät und schön geformter Stein sind zu musealer Gegenständlichkeit erstarrt, bestaunt von zahllosen Besuchern, die keine innere Beziehung mehr dazu haben. Die goldenen Kreuze funkeln zwar noch in der Sonne, aber sie sagen nichts mehr aus neben den fünfzackigen Sternen.

Was ist naheliegender, als daß der Mitteleuropäer, der aus einem katholischen Land kommt, den Wunsch äußert, einem orthodoxen Gottesdienst beizuwohnen. Man bringt bestimmte Vorstellungen davon mit, möchte das Geheimnisvoll-Fremdartige der Beziehung von Gläubigen und Priester miterleben, den slawischen Kirchengesang hören. Und man ist schließlich auch neugierig darauf, wie das Leben einer Kirchengemeinde sich vollzieht, nach vierzigjähriger sowjetischer Herrschaft.

Ich habe den Wunsch geäußert und meinen Dolmetscher gefragt, ob er mich in eine Kirche führen könnte. Die erste Antwort war ein Lächeln, in das sich Verwunderung und Verlegenheit mischten. „Ich verstehe nicht, warum alle Fremden, die zu uns kommen, einen Gottesdienst miterleben wollen", sagte er nach einer Weile. „Das hat mit unserem Leben nichts zu tun. Warum interessieren Sie sich für die Vergangenheit? Das sowjetische Leben gibt Ihnen doch Stoff genug!"
Er hatte es nicht ausgesprochen, aber ich spürte, daß er meinem Wunsch eine politische Absicht unterschob. Ich versuchte daher, ihm das Selbstverständliche meines Interesses zu erklären und fügte hinzu, daß es für den Beobachter natürlich auch politisch aufschlußreich sei, einen Einblick in das kirchliche Leben zu erhalten, angesichts des Umstandes, daß der sowjetische Staat seinen Frieden mit der Kirche gemacht habe. Darauf lenkte er ein und versprach, nach Möglichkeit meinen Wunsch zu erfüllen. Er fügte aber hinzu, ich müßte verstehen, daß ihm meine Frage überraschend käme, denn die übergroße Mehrheit der sowjetischen Bevölkerung, insbesondere die Jugend, habe keine Beziehung mehr zur Religion. Er konnte nicht einmal meine Frage beantworten, wie hoch der Prozentsatz der Gläubigen in der UdSSR sei.
Dieser sehr gescheite und kultivierte junge Mann hatte all die Tage auf die liebenswürdigste Art mehrfach bewiesen, daß er bemüht war, meinen Wünschen gerecht zu werden. Aber ich konnte mir schon vorstellen, daß er sich nun in einer gewissen Verlegenheit befand. Er gehörte dem Jahrgang 1924 an, war also in das bolschewistische System hineingeboren, erwies sich in zahlreichen Gesprächen, ohne aufdringlich zu sein, als überzeugter Kommunist. Ich war gespannt, ob er sein Versprechen halten würde.
Zwei Tage später wußte er mir mit allen Anzeichen bewiesener Willfährigkeit dem Gast gegenüber zu berichten, daß es wohl

möglich sein würde, meinen Wunsch zu erfüllen. Dann hörte ich nichts mehr davon — und ich habe weder in Moskau noch in Leningrad eine Kirche von innen gesehen.
Ich erwähnte diese Episode gesprächsweise gegenüber einem sowjetischen Diplomaten. Er lächelte: „Sie dürfen das meinem Kollegen nicht übelnehmen. Er hat den Weg vielleicht wirklich nicht gefunden! Staat und Kirche sind bei uns getrennt. Ein Beamter des Außenministeriums hat nicht die Möglichkeit, einen solchen Wunsch zu erfüllen, ohne mit den zuständigen Stellen der Kirche Fühlung zu nehmen. Das ist vielleicht kompliziert. Ich wüßte auch nicht, wie ich es anfangen sollte."

Mag sein, mag nicht sein. Der Gast war jedenfalls nicht sehr befriedigt.
Es blieb also nichts anderes übrig, als die Augen offenzuhalten, bei den Fahrten und Gängen durch die Straßen. Ich sah Kirchen, die nur noch Museen waren, ich sah frühere Gotteshäuser mit blinden Fenstern, bretterverschalten Türen, in einem erbarmungswürdigen Zustand, als Zeugnis einer schwerverwundeten, wenn nicht gar zu Tode getroffenen Kirche. Ich sah aber auch Kirchen in den Städten und auf dem flachen Lande, die noch ihrer ursprünglichen Bestimmung dienten, solche, an deren Gemäuer für Renovierungsarbeiten Gerüste standen und Zeugnis dafür gaben, daß diese Kirche doch noch lebt.

Der Lehrer bleibt mir unvergeßlich, der uns in Kiew begleitet hat. Nicht nur jedes seiner Worte verriet glühende kommunistische Überzeugung, sie strömte gewissermaßen aus jeder seiner Poren. Trotzdem war sein Gesicht beinahe verklärt, als er auf die prächtigen Kuppeln der Sophienkathedrale wies und stolz erklärte, man habe neun Kilogramm Feingold für ihre Restaurierung verwendet. Auf die Frage aber, ob er selbst religiös sei, antwortete er mit einem geradezu entrüsteten

Nein. Spürte er überhaupt noch die geistige Kraft, die einst hinter diesem Bauwerk stand, eine Kraft, die zumindest ihre mystische Wirkung auf ihn nun verloren hat und deren Daseinsberechtigung er leugnet. Seine Beziehung zur Kirche hat sich reduziert auf das Wohlgefallen an einem gelungenen Bauwerk mit wirkungs- und eindrucksvoll leuchtender Goldzier.

Diese Mischung aus Abneigung, Duldung und sogar Wohlgefallen war es auch, mit der unsere sowjetischen Begleiter dem Popen von Saratow begegneten. Auch ihnen gefiel der große, würdige Priester mit der für seinen Stand typischen Barttracht und dem feingeschnittenen Gesicht, aus dem zwei hellblaue Augen strahlten, wenngleich ihnen seine geistliche Autorität nichts mehr bedeutet. Die im Moskauer Barockstil des 17. Jahrhunderts erbaute Kirche, durch die er uns führte, bedeutete für sie ebenso Neuland wie für uns selbst. Mit demselben Entzücken weideten sich ihre Augen an den wundervollen alten Ikonen, mit demselben Interesse vernahmen sie, daß der Pope einen Tag vor unserer Ankunft, einem hohen orthodoxen Feiertag, 50.000 Rubel an Spenden von Gläubigen eingenommen hatte, aber mit unverhohlener Schadenfreude quittierten sie seine bekümmerte Aussage, daß fast nur noch ältere Menschen den Weg zu ihm finden: selbst seine eigenen Kinder, bekannte er traurig, bevorzugen die kommunistischen Jugendklubs.
Die anderen Religionen führen, wie die orthodoxe, ein ungestörtes, doch wenig beachtetes Eigenleben. In Kasan will es der Zufall, daß zwei Kondukte unseren Weg kreuzen. Welch ein Unterschied in den beiden Trauerzügen! In einem Fall handelt es sich um ein reines Parteibegräbnis, im anderen um den letzten Weg eines Mohammedaners. Hier eine in straffer Disziplin hinter der mit Hammer und Sichel bedeckten Bahre schreitende Kolonne, dort das grüne Tuch — die Farbe des

Propheten – über dem Toten, der einer kleinen ungeordneten Schar ledergesichtiger Tataren vorangetragen wird.
Impression aus Tausendundeiner Nacht: von einer weißen, schlanken Moschee ruft der Muezzin zum Gebet. Auch wir betreten das Gebäude und entledigen uns, wie es der Brauch vorschreibt, der Schuhe. Dann gehen wir über eine enge Treppe hinauf in die Gebetsräume, zwei große, schmucklose Säle. Auf dem bunten Teppich, der den Mosaikboden weit bedeckt, knien Gläubige. Einige tragen kunstvoll bestickte Tatarenkäppchen, andere den traditionellen Turban. Manches Kinn ziert ein dünner Bart.
Die Betenden nehmen kaum von den Fremden Notiz. Selbst als da und dort eine Kamera klickt, bleiben die Gesichter gleichmütig. Tief und innig ist diese Andacht.
Nicht weit von den Kirchen und Moscheen pulsiert der sowjetische Alltag. Die Masse hastet achtlos vorbei an den Stätten des Glaubens. Was zu dem Thema Religion zu sagen ist, steht für die Jüngeren nicht mehr in Bibel und Koran, sondern in anderen Büchern. Die Antwort, die ich an Bord des Wolgaschiffes „Ukraine" von einer Russin erhielt, die ich gefragt hatte, wie sie sich die Schöpfung vorstelle, ist bezeichnend genug. Das Mädchen wandte erstaunt den Kopf und meinte lakonisch: „Aber das können Sie doch bei Marx und Engels nachlesen!"
Solcherart bietet sich dem Beobachter an der Oberfläche das Bild einer Kirche zwischen Leben und Tod. Man versucht im Konversationslexikon mehr zu erfahren, als man an Ort und Stelle erfahren kann. Die wenigen Zahlen, die man hier in einem kurzen Absatz über die Kirche in der Sowjetunion findet, sprechen eine deutliche Sprache. Von den 46.457 Pfarren, die es 1917 im Russischen Reich gab, sind rund 20.000 (1955) übriggeblieben. Von den 690 Klöstern, die 1900 noch gezählt wurden, gab es 1948 noch 89. Die Klöster aber waren das Rückgrat der orthodoxen Kirche.

Die religiöse Freiheit ist in der UdSSR verfassungsmäßig gewährleistet. Die Störung religiöser Handlungen steht unter Strafandrohung. Aber auch die Erteilung des Religionsunterrichts an Jugendliche unter 18 Jahren ist verboten.
Gott wurde aus dem sowjetischen Leben verdrängt. Die Religion als Reservat alter Leute? Ich weiß es nicht. Sicher ist das: Gott wohnt abseits vom sowjetischen Alltag. Wieweit er noch eine festgegründete Heimstatt hat in der Seele des russischen Volkes, vermag wohl kein Beobachter schlüssig zu sagen.

Steht man vor den Kolonaden und der hohen Kuppel der Kasan-Kathedrale in Leningrad, dann hat man das Symbol jenes einschneidenden Ereignisses vor sich, das es dem Sowjetstaat leicht gemacht hat, seinen Frieden mit der orthodoxen Kirche zu schließen. Diese Kasan-Kathedrale von vorgestern ist das Gottlosen-Museum von gestern und das Religionsgeschichtliche Museum von heute. Der Inhalt und die Absicht haben sich vom Gestern zum Heute nicht geändert; nur die Bezeichnung ist ihrer Aggressivität entkleidet worden.
Ein jahrzehntelanger Kampf gegen die Religion machte das Bündnis zwischen Staat und Kirche während des „vaterländischen Krieges" für den Staat risikolos. Der orthodoxen Kirche mag dieses Bündnis das letzte zage Lebenslicht erhalten haben.

Was hat der Staat an die Stelle der Religion gesetzt? Duldet der Kommunismus nur deshalb keine Kirche neben sich, weil er sich selbst als säkularisierte Religion empfindet? Womit wurde das Vakuum gefüllt, das durch die Verdrängung der Religion entstanden ist? Ich denke, es werden hier tiefere Wurzeln sichtbar, wesentlicher als Wirtschaftsform und politisches System.
Der Bolschewismus scheint mir das letzte und konsequenteste Glied in der Entwicklungskette zu sein, die mit der europäischen

Aufklärung begonnen hat; der letzte Schritt des Menschen, der sich von Gott löst. Der autonome Mensch, unabhängig von Gott, hat hier die Bühne der Welt betreten.
Während der Französischen Revolution haben Enthusiasten eine schöne, nackte Frau als Göttin der Vernunft auf den Altar gehoben. Darin mochte sich noch eine große, romantische Geste offenbaren, ein loderndes Feuer der Begeisterung, die noch nicht ahnte, wohin der Weg führt. Ich mußte an diese Episode der Französischen Revolution denken, als ich den übermannshohen Marmorquader vor der Moskauer Universität betrachtete, auf dem überlebensgroß eine steinerne Studentin sitzt, im faltenreich fallenden Kleid, vor sich auf den Knien ein offenes Buch, in dem sie liest. Der naive Bildungsstolz des ganzen Volkes ist hier versinnbildlicht. Keine Spur mehr von Romantik, aber ein unerhörter, barbarisch anmutender Stolz drückt sich hier in einer realistischen Form aus, die wir als Kitsch empfinden, ein Stolz, als hielte diese steinerne Gestalt das Buch mit den sieben Siegeln in Händen — und keines der Siegel verbirgt mehr ein Geheimnis. Der Mensch wird hier in dem Glauben erzogen, daß die Vernunft alles ist. Das Instrument, das dieser Vernunft zur Orientierung gegeben ist, heißt: Marxismus-Leninismus. Es gibt keine Rätsel mehr im menschlichen Leben und in der Welt, was heute noch nicht enträtselt ist, wird es morgen sein. Es liegt nur beim Menschen, an seiner Fähigkeit, die Vernunft richtig zu gebrauchen, die Welt zum Paradies zu machen.
Ich bin einigen wenigen Exemplaren eines Menschentypus begegnet, der ganz und gar als Ergebnis dieser kalten, disziplinierten, geistigen Atmosphäre angesehen werden kann. In jedem Falle waren es Menschen zwischen 30 und 40, sehr still und zurückhaltend, sehr ernst, gesammelt und konzentriert, konzentriert auf ihre geistige Aufgabe, auf ihre Disziplin, in der sie sich mit unüberbietbarer Virtuosität bewegten. Ein

Typus, der für unsere Begriffe grau, farb- und humorlos ist, in dessen Augen aber ein kaltes Feuer glüht. Der Glaube an die Zwangsläufigkeit des Fortschrittes, wie er sich aus den Erkenntnissen des Marxismus-Leninismus ergibt, ist soweit gediehen, daß er schon wieder zu einem Mythos der Vernunft wird.

Während ich diese Zeilen niederschreibe, wird mir so recht bewußt, wie schwer es ist, diesen Menschentypus zu schildern, dem Leser das wiederzugeben, was man spürt und erlebt, wenn man diesen Menschen gegenübersitzt, mit ihnen spricht. Sie haben nichts von dem an sich, was der landläufigen Vorstellung des Westens von einem Kommunisten entspräche. Ihre Umgangsformen sind untadelig, ihre Formulierung sachkundig und klar, aber immer bleibt ein Rest von Unpersönlichem spürbar. Ihr Selbstbewußtsein ist unübersehbar und groß, aber es ist geborgt aus dem Selbstbewußtsein des Kollektivs, deshalb vermag die Begegnung nicht zu heiterer Menschlichkeit aufzublühen. Im Blick dieser Menschen begegnet man jener Kälte, die der Einsamkeit derer entspricht, die sich von Gott gelöst haben und jenem bis zur Überheblichkeit gesteigerten Stolz, der von der bewußten Bindung des Individuums an Stolz, der von der bewußten Bindung des Individuums an einen Zweck, an eine Aufgabe und an eine Gemeinschaft herrührt.

Nach den Begegnungen mit diesem Typus gewann meine Vorstellung die folgenden Konturen. Die Kommunistische Partei ist eine Minderheit von kaum fünf Prozent der Bevölkerung der UdSSR. Ihre Machtausübung stützt sich auf die politische Strategie der „Diktatur des Proletariats“ und auf die These, daß sich in ihr die fortschrittlichsten, reifsten, ihrer gesellschaftspolitischen Aufgaben bewußten Arbeiter sammeln, eine Minderheit also, mit Eigenschaften ausgestattet, die sie zur Führung prädestiniert erscheinen läßt. Daß die Partei im wesentlichen aus Technikern der Macht, aus willfährigen

Apparatschiki und idealistischen Unterfunktionären sich zusammensetzt, dürfte außer Frage stehen. Warum sollte es dort auch anders sein wie in jeder menschlichen Gemeinschaft. Aber der Typus, den zu skizzieren ich mit untauglichen Mitteln versucht habe, stellt nun wieder eine Minderheit in der Partei dar. Und auf diese Minderheit, scheint mir, kommt es an. Denn dieser Menschentypus, herangebildet als Jugend ohne Gott und heute als reifende Menschen stolz darauf, ohne Gott zu leben, ist der eigentliche Gegentypus unserer Welt, an dem wir nicht vorbeigehen können, mit dem wir uns auseinandersetzen müssen, weil er ein geistiges Kind unserer westlichen Welt ist. Dieser geistig-menschlichen Realität sich zu stellen ist wichtiger, als die Propagandaposaunen wirtschaftlicher und politischer Provenienz.

Die Frage nach Gott und nach der Schöpfung mit dem Hinweis zu beantworten: „Lesen Sie es bei Marx, Engels und Lenin nach", scheint uns von einer nicht zu überbietenden Primitivität. Aber es ist eine Bequemlichkeit, die wir uns nicht leisten dürfen, diese Antwort nur in unserer Perspektive zu sehen. Sie ist Ausdruck einer Dimension, in der man dort lebt und denkt, Symptom eines menschlichen Zustandes, das wesentlicher ist als politische Diktatur und wirtschaftlicher Kollektivismus.

Wenn man diesen Menschen ohne Gott in die kalten Augen gesehen hat, dann kann man sich vorstellen, daß ein Mensch des Westens, der nicht fest in sich und seiner Welt gegründet ist, bei der Begegnung mit diesen Menschen erschauernd sich die Frage vorlegt: „Und wenn sie doch recht hätten?"

Gott wohnt abseits. Der neue Typus des Sowjetmenschen wandert ohne Gott die breite Straße seines Alltags. Wir verlieren uns in platte, politische Propaganda und vergessen, daß diese Welt dem Schoße europäischen Geistes entsprossen, also unser echtes Gegenbild und die große Versuchung an die Menschheit darstellt, ein Leben ohne Gott zu gestalten.

Unsere Maschine zog eine weite Schleife, als wir uns Moskau näherten. Aus der grünen Weite der Landschaft begannen sich die grauen Konturen der riesigen Stadt abzuzeichnen. Ehe wir zur Landung ansetzten, konnten wir noch einen Blick auf die nach dem Südosten hin die Stadt begrenzende Silhouette des mächtigen Baues der neuen Moskauer Lomonossow-Universität werfen, die mit ihrem hochaufragenden Turm zu einem Wahrzeichen der Stadt geworden ist.
Die Fahrt vom Flughafen bis zum Sowjetskaja-Hotel, im Weichbild der Stadt, halbwegs zwischen Bjelorussischem Bahnhof und Dynamo-Stadion gelegen, dauerte etwa 45 Minuten und führte durch die großzügig angelegten, bis zu 80 Meter breiten Straßen, die von den Bauten gesäumt werden, die das neue Moskau repräsentieren.
In ihren blaudunkelnden Netzen fing die Dämmerung die Helle des Tages ein, nach und nach flammten die Lichter der Straßenbeleuchtung und in den Auslagen der Geschäfte auf. Lichtreklamen sind selten. Daher fehlt das in den Zentren unserer Großstädte oft bis zur Verzauberung gesteigerte, vielfältige Lichtschauspiel. Sonst ist der erste Eindruck der gleiche wie in jeder anderen Großstadt auch, gerade zu dieser Stunde, in der sich Tausende Menschen auf dem Weg von der Arbeitsstätte in ihr Heim befinden.
Das Hotel, das uns aufnimmt, war früher ein Klubhaus der sowjetischen Luftwaffe und ist heute für bevorzugte in- und ausländische Gäste bestimmt. Die Zimmer sind von behäbiger Behaglichkeit, die Badezimmer haben den Komfort, der heutzutage selbstverständlich ist.
Von einer Loggia des separierten Zimmers, in dem wir uns zum

Abendessen versammeln, können wir einen Blick in den Speisesaal werfen. Es handelt sich hier um ein öffentlich zugängliches Lokal für „Jedermann", wie uns gesagt wird. Der Zuschnitt dieses mehr auf Repräsentation denn auf Intimität oder Gemütlichkeit angelegten hohen Raumes sagt mit aller Deutlichkeit aus, daß es sich um ein Moskauer Nobelhotel handelt und unter „Jedermann" Offiziere und höhere Beamte zu verstehen sind.

Eine Acht-Mann-Kapelle spielt sanften Jazz, man könnte von einer Salonmusik in kleiner Jazzbesetzung sprechen, melodiös, ein bißchen sentimental, von unaufdringlichem Rhythmus getragen. Für unsereins eine sehr angenehme, einschmeichelnde Jugenderinnerung, man hört Schlager aus längst vergangenen Tagen, unsere jugendlichen Jazzfans würden sich dabei aber sehr langweilen. Eine hübsche, schlanke Blondine in großem Abendkleid steht vor dem Mikrophon und singt mit angenehmer Stimme. Behaglich wird das Essen an den Tischen genossen, das weißbejackte Kellner servieren, zwischen den Stühlen tanzen die Paare langsamen Walzer und Tango, einige von ihnen versuchen beim Foxtrott ein paar zahme Rock-'n'-Roll-Figuren. Es ist eine Atmosphäre bürgerlichen Feierabends am Wochenende, das große Abendkleid der Sängerin findet im Parkett keine Wiederholung. Auffallend ist die Ungezwungenheit der Tischsitten und des Benehmens, neben eleganten Uniformen sind Männer in Hemdärmeln keine Seltenheit, das billige Fähnchen besteht neben dem gelungenen Versuch zu damenhafter Eleganz.

Der Eindruck, den ich von der Bevölkerung in den Straßen Moskaus gewinne, erinnert mich an meine ersten Vorkriegsbegegnungen mit südosteuropäischen Städten, wie Belgrad, Bukarest oder Sofia, allerdings mit dem Unterschied, daß der helle Farbfleck der Eleganz, der dort im Grau des Alltags auf-

gefallen war, das „Pariserische", auf das man in Südosteuropa so stolz war, hier fehlt. Ohne uniform zu sein, ist das äußere Bild doch eintönig und grau. Es läßt sich als Ganzes jenem vergleichen, das man bei uns an Wochentagen in den ausgeprägten Industrievierteln der Städte gewohnt ist.

Dabei wird allerdings der Zug zum Primitiven noch verdeutlicht, weil sich unter den Menschenmassen in den Straßen und Geschäften sehr viele befinden, die offensichtlich bäuerlicher Herkunft sind und als erste Generation in der Stadt leben. Vergegenwärtigt man sich die Bevölkerungsbewegung der Stadt Moskau, so wird einem dieser Umstand verständlich. Heute eine Stadt von fast sieben Millionen Einwohnern, beherbergte sie vor 40 Jahren knapp zwei Millionen. Infolge der Revolutionswirren war die Stadt auf etwas über eine halbe Million im Jahre 1923 gesunken, um bis 1926 ihren ursprünglichen Stand nur knapp zu übersteigen. Bis 1939 setzte dann ein kontinuierliches Wachstum ein, das vor dem Kriege mit 4,14 Millionen seinen vorläufigen Abschluß gefunden hatte. Bedenkt man, daß der Anteil der Industriebevölkerung Rußlands von 17,9 Prozent im Jahre 1926 auf 43,5 Prozent im Jahre 1956 angestiegen ist, dann wird einem ohne weiteres klar, daß ähnliche Maßstäbe, wie sie für Moskau angelegt werden müssen, auch für die meisten anderen sowjetischen Städte gelten dürften. Nach dem Kriege setzte sich im Zuge der forcierten Industrialisierung eine weitere Welle von den Dörfern in die Städte in Bewegung: von 1950 bis 1954 waren es 9 Millionen Menschen.

Sicherlich war es dieser bäuerliche Zug im Antlitz des Moskauer Alltags, der mich an die südosteuropäischen Städte erinnerte und der mich den Schluß ziehen ließ, daß der Unterschied zwischen dem sowjetischen Alltag und unserem mitteleuropäischen zuvorderst nicht auf die Verschiedenheit des politischen und wirtschaftlichen Systems zurückzuführen ist,

sondern auf den geographischen Längengrad. Es ist der Osten und sein auch heute noch stark vom bäuerlichen Element her bestimmtes Menschenbild, das uns unkonventionell, salopper, aber auch ärmlicher hier entgegentritt und einen Hauch von Ungepflegtheit ausstrahlt.

Eine der Überraschungen für den Reisenden aus dem Westen sind die vielen Einzelgeschäfte, weil man, ohne recht zu wissen warum, erwartet hatte, der Handel würde sich in wenigen großen Warenhäusern konzentrieren. Daß auch diese Einzelgeschäfte nicht in privatem Besitz sind, versteht sich von selbst. Das Warenangebot, vor allem an Lebensmitteln, scheint in der Menge ausreichend zu sein, im Sortiment allerdings ist es bescheiden. Die reiche Auswahl, etwa an Käse- und Wurstsorten, die man bei uns als selbstverständlich hinnimmt, reduziert sich dort auf drei bis vier Sorten. Reichhaltiger und in der Qualität bis zum Leckerbissen gesteigert, ist das Angebot an Fischen; vor allem aber sind es Konserven aller Art, die die Regale und Schaufenster der Lebensmittelgeschäfte füllen. In einem Brotgeschäft sahen wir mehrere Weiß- und Schwarzbrotsorten und figürliche Brotformen.

Der hervorstechendste Eindruck der Geschäfte und Schaufenster ist der liebloser Gestaltung. Sie sehen aus wie Stätten der Befriedigung notwendiger Bedürfnisse, ohne den geringsten Versuch, der Kundschaft das Einkaufen zur Freude zu machen oder Kundschaften anzulocken. Es war interessant, festzustellen, daß die nettesten Geschäfte mit den hübschesten Schaufenstern jene sind, die bescheidenen Luxus anbieten, vor allem Konfekt und die nicht nötigen Dinge der Inneneinrichtung.

Diese Geschäfte geben einen sehr aufschlußreichen Einblick in die Geschmacksrichtung der führenden russischen Gesellschaftsschichten von heute. Sie bieten von grauenhaft kitschigen Nippes bis zum schweren, prunkvollen Kristallglas alles an,

was bei uns die kleinbürgerliche Geschmacksrichtung vom Ausgang des vorigen bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts bestimmt hat. Von der zweckgebundenen Schönheit moderner Formen findet man hier noch keine Spur.
Dazwischen, allerdings zu horrenden Preisen, sehr schöne, gediegene, typisch russische Arbeiten: Emaileinlegearbeiten, Silbergegenstände und Kassetten aus Edelhölzern mit origineller Lackmalerei.
Aber es ist auch in der Sowjetunion nicht alles Gold, was glänzt, und nicht jede Schatulle aus Edelholz. In der riesigen Moskauer Einkaufszentrale GUM kann man bergeweise bemalte Schächtelchen, Eierbecher, Kochlöffel und andere Gebrauchsgegenstände aufgestapelt sehen. Der Fremde greift gerne nach diesen Dingen, die man ihm zu billigen Preisen anbietet. Allzuleicht nimmt er sie als Produkte echter Volkskunst hin. Es ist erstaunlich, wie schnell man auch in Moskau gewisse Unarten des fremdenverkehrsgewitzten Westens angenommen hat. Immerhin, eine „Matrioschka", die berühmte, bemalte Schachtelpuppe, nimmt man gerne mit nach Hause. Man zeige mir den Moskau-Reisenden, der sie auf dem Rückweg nicht in seinem Gepäck hatte!
Übrigens GUM: einem Bienenstock gleicht dieses Kaufhaus am Roten Platz. Tag für Tag, vor allem auch an Sonntagen, wird der verschnörkelte Bau von rund 200.000 Menschen besucht. Mit begehrlichen Blicken schauen sie auf Verkaufsgegenstände, die man bei uns teilweise in Trödlerläden, teilweise in anspruchsvollen Geschäften finden würde. Da wird gustiert, gerechnet und der Rubel dreimal umgedreht, bevor er wieder zu Väterchen Staat zurückwandert, von wo er bereits hergekommen war.
Die Preise liegen teilweise beträchtlich über unserem Niveau, manche Artikel allerdings werden billiger angeboten, wie beispielsweise Radios (um 700 Rubel, was bei Bemessung des

Kaufwertes etwa 700 Schilling entspricht), Schallplatten (ab 3 Rubel) oder eine elektrische Teekanne (60 Rubel). Ein Motorrad (altes Modell der Klasse 123 Kubikzentimeter) sah ich um 3000 Rubel ausgestellt, einen Motorroller, offenkundig der „Vespa“ nachgebaut, um 3900 Rubel. Das besagt jedoch in diesem Falle nicht viel. Es verhält sich da ähnlich wie bei den Wohnungen: der Preis für die Miete ist billig (meist nicht höher als 30 Kopeken pro Quadratmeter), aber man bekommt fast keine Wohnung, weil das Angebot die Nachfrage bei weitem nicht zu decken vermag.

In keinem Verhältnis zur Qualität stehen die Preise für Textilien und Schuhe. Herrenanzüge, die bei uns ausverkaufsreif wären, kosten 1600 Rubel. Schuhe sind in Anbetracht ihrer Ausführung fast zweimal so teuer wie bei uns. Ein Paar ungefütterte Herrenschuhe sah ich zum Preise von 280 Rubel ausgestellt.

In den Buchhandlungen, die in jedem Falle auch ein reichhaltiges Antiquariat angeschlossen haben, herrscht reger Betrieb; da wird geschmökert, gustiert, geblättert, angelesen und gekauft. Das Bild der Lesefreudigkeit des russischen Durchschnittsbürgers setzt sich fort bei den vielen Menschen im Straßenbild, die Bücher und Zeitschriften mit sich herumtragen, und bei den vielen, von allem jüngeren Menschen, die in den öffentlichen Verkehrsmitteln lesen.

Die Auslage eines Damenhutgeschäftes regte mich zu großer Heiterkeit an, als ich Wiedersehen mit Modellen feiern konnte, die noch meine Mutter getragen hatte. Und doch sind solche Begegnungen — das sollte man nicht vergessen — ein Zeichen des Bemühens, dem Konsumbedürfnis des Sowjetmenschen entgegenzukommen. Allerdings sind sie auch ein Zeichen dafür, mit wieviel Freudlosigkeit der sowjetische Mensch den sozialistischen Aufbau bisher hat bezahlen und dies in mehr als einer Beziehung auch in Zukunft noch wird tun müssen.

Ich habe in vielen Gesprächen den Eindruck gewonnen, daß die systematische Erziehung den Sowjetbürger davon überzeugt hat, daß sein Opfer um des großen Zieles willen notwendig ist und daß er aus seinem politischen Weltbild heraus die Rangordnung der Dinge so sieht, daß der industrielle Aufbau des Landes, die Ausbeute der Bodenschätze wichtiger sind, als sein persönliches Wohlergehen. Und doch genügt ein Blick auf Frauen, die sich modisch kleiden, wie wesentlich auch in dieser Welt das ist, was nicht nur der notwendigsten Befriedigung existenzieller Bedürfnisse dient.

Hoch im Kurs scheinen momentan bei den russischen Frauen Nylonblusen zu sein, zu denen trägerlose, über die Brust gesmokte Unterwäsche getragen wird. Wie nett und ansprechend sehen diese Frauen doch aus, etwas aufgemacht mit Nagellack und Lippenstift, meist sehr dezent. Von diesen Gesichtern kann man ablesen, daß diese Dinge auch für die Frau im Sowjetstaat von wesentlicher Bedeutung sind; heller und freundlicher sehen sie in die Welt, ein Glanz ruht in ihren Augen, den man bei der Mehrzahl ihrer Geschlechtsgenossinnen auf den Straßen und in der Metro vermißt. Was bei uns für jede kleine Verkäuferin oder Arbeiterin eine Selbstverständlichkeit ist, sich hübsch und anziehend zu machen, der natürlichen Koketterie der Frau ein wenig die Zügel schießen zu lassen, beschränkt sich dort auf Frauen und Mädchen, die zwar nicht selten sind, aber relativ doch in solcher Minderzahl, daß sie auffallen.

Drei Mitgliedern der österreichischen Reisetruppe passierte es in der sowjetischen Metropole, daß sie von Burschen angesprochen wurden, die für ein Perlonhemd, ein schickes Jackett oder eine moderne Armbanduhr hohe Preise boten. Mit solchen Artikeln wird also offensichtlich eine Art von Schleichhandel betrieben. Diesen Handel könnte es freilich nicht geben, wenn nicht manche Leute den Wunsch hätten, aus der grauen Uni-

formität der Einheitsartikel auszubrechen. Wenn jedenfalls eine Mode in unserem Sinne in der UdSSR nicht existiert, der Instinkt für das Modische ist wach geblieben.
Wenn man gesehen hat, wie spärlich das nicht unmittelbar Notwendige oder gar der Luxus in den sowjetischen Geschäften blüht, dann ist man überrascht, wenn man das Warenhaus für Kinder in Moskau betritt. Hell und freundlich sind die Räume, modern die Einrichtung, bunt und heiter die Farben. Was hier angeboten wird — bis zum ferngesteuerten Spielzeugauto — kann den Vergleich mit jedem gleichartigen Geschäft im Westen aushalten.
Der motorisierte Verkehr in den Hauptverkehrsadern von Moskau und Leningrad ist dicht, wickelt sich aber auf den breiten Straßen reibungslos ab. Er hat für unsere Begriffe vor allem deshalb etwas Verwirrendes, weil die Verkehrsregeln in mancher Beziehung sehr entscheidend von den unseren abweichen. Fußgänger dürfen beispielsweise bei rotem Licht an den Kreuzungen die Straße überqueren, was die Autofahrer zuweilen zu geradezu artistischer Virtuosität zwingt. Man sieht neben den typischen, großen, schwarzen Staatslimousinen verhältnismäßig viele Privatfahrzeuge. Nach meinen Beobachtungen steigt der Anteil der Lastkraftwagen am Verkehr zu manchen Tageszeiten bis fast zur Hälfte der Fahrzeuge.
Der Lastwagen scheint auch ein beliebtes Verkehrsmittel zu Vergnügungsfahrten zu sein und dürfte bei besonderen Anlässen von den Betrieben zu diesem Zweck zur Verfügung gestellt werden. Am Tage der sowjetischen Luftfahrt sah ich zahlreiche solcher Autos mit fröhlich singender Fracht hinausfahren zum Flugplatz. Das erinnerte mich lebhaft an die Gepflogenheiten der sowjetischen Besatzungssoldaten in Österreich nach 1945.
In den Straßen Moskaus fallen die vielen fliegenden Stände auf: Schuhputzer, Bier-, Sodawasser-, Fruchtsaft- und Eisver-

käufer. Meist sind es Frauen — mit Ausnahme der Schuhputzer —, die vor allem ein vorzügliches Eis anbieten. Diese kleinen Stände — die Biertonnen aus Metall, kleine Brüder großer Tankwagen — tragen sehr zur Vielfältigkeit des Straßenbildes bei.

Wie anders sieht es dagegen in der Provinz aus, zu der — verglichen mit Moskau — auch die Städte der Größenordnung 500.000 bis eine Million Einwohner zählen. Eine beschauliche Ruhe, die auf uns langweilig wirkt, bestimmt die Straßenbilder. Lastwagen, gewiß — auch ein paar Taxi, Straßenbahnen, Autobusse —, aber wo ist die bunte Palette der Personenwagen verschiedenster Typen und Herkünfte, wo die Moped-, Motorroller- und Radfahrer, wo ein paar grelle Tupfen in der Woge der Passanten?

Ein Sonntag in Kasan. Über der Hauptstadt Tatariens lacht aus blauem Himmel die Sonne. In den Straßen drängen sich Tausende von Menschen. Man sieht ihnen an, sie haben sich, so gut es eben ging, für den Feiertag gekleidet. Was macht es schon aus, daß die Seidenfähnchen manchmal schon bedenklich verwaschen sind und mancher Anzug ahnen läßt, daß er schon allzuoft das Bügeleisen verspüren mußte.

Das Getriebe hat etwas Kirchtagähnliches. Obwohl eigentlich gar nichts Besonderes geschieht, freut man sich über den Trubel. Die Geschäfte sind geöffnet, aber man kommt kaum hinein, so viele Schaulustige gibt es. Und wenn man endlich drin ist, möchte man so schnell wie möglich wieder ins Freie, denn die sommerliche Hitze ist kaum zu ertragen.

In einer Drogerie amüsieren sich einige Mädchen an einem „Riechautomaten" und sprühen sich mit Wonne das billige Parfüm über das Gesicht, andere schauen mit begehrenden Blicken auf Dinge, die selbst in dieser einfachen Ausführung das Herz jeder Frau höher schlagen lassen: Lippenstifte, Kämme, Nagellack, Bürsten, Puder.

Morgen werden sie alle wieder in den Büros und Fabriken sein. Spruchbänder werden sie daran erinnern, was ihre Aufgabe ist: „Genossen, mit jedem Stück, das ihr mehr arbeitet, helft ihr dem Sozialismus zum Sieg!" — „Genossen, schließt die Reihen und arbeitet!" — „Genossen, vorwärts im Geiste Lenins!" — „Genossen, arbeitet, arbeitet, arbeitet für den Sozialismus, den Sozialismus, den Sozialismus!"
Morgen wird der Lippenstift vergessen sein und der Nagellack. Alles für den Fortschritt!

Dem Alltagsvergnügen werden, zumindest dort, wo die Masse der Menschen angesprochen werden soll, sehr kräftige Dosen Erziehung und Propaganda beigemengt. Der Gorki-Park ist der Kulturpark der Moskauer Werktätigen.
Das zwischen grünem Rasen und Hecken sich breitende, mit rotem Sand bestreute Parterre wird von großen Tableaus flankiert, von denen jedes einem Land der „sozialistischen Völkerfamilie" gewidmet ist. Unter dem Wappen des betreffenden Landes werden Photographien gezeigt, die Persönlichkeiten, Arbeitsleistungen und festliche Ereignisse darstellen. Die breite Mittelstraße zeigt Kopien antiker Plastiken. Es gibt Ausstellungen von Flugzeugmodellen ebenso wie Volksbelustigungen der verschiedensten Art. Gerade an dem Tag, als wir den Gorki-Park besucht haben, wurde der 65. Geburtstag des sowjetischen Lyrikers Majakowsky begangen. Vor einem Pavillon saßen oder standen etwa 200 Menschen, die einem Redner zuhörten, der über Majakowsky sprach. Aber die wenigen Worte, die ich verstehen konnte, machten mir den Eindruck, daß weniger von Lyrik und dafür mehr von Propaganda die Rede war, denn immer kehrten die Worte Imperialisten, Kapitalisten und Antikapitalisten wieder.
Ganz anders die Eremitage — nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Museum in Leningrad —, auf deren Areal sich

auch das großartige Moskauer Puppentheater befindet. Man könnte sie am besten charakterisieren, wenn man sie mit der bürgerlichen Gediegenheit eines Kurparks in einem Kurort vom Range Ischls oder Badens vergleicht, allerdings zur Zeit vor dem ersten Weltkrieg. Diese sehr sympathische, gemächliche Art der Rekreation ist heutzutage bei uns selten geworden. Hier gibt es noch eine Militärkapelle, die Operettenmusik von Johann Strauß bis Edmund Eisler spielt. Hier ergeht sich ein freundliches Publikum, promeniert auf Kieswegen oder verweilt auf den Bänken in angeregtem Gespräch. Hier auch begegnet man einer Eleganz, die den Versuch wagen kann, mit jener in Konkurrenz zu treten, die von dem vorzüglich angelsächsischen Reisepublikum getragen wird, das man gerne hierher führt. Das Gartenrestaurant hält durchaus diesen Stil und beweist damit, wie so viele andere Beobachtungen, daß der Inbegriff des Gehobenseins in dieser sowjetischen Welt ein sehr bürgerlicher Lebensstil ist. Betroffen und erheitert zugleich steht man inmitten der alten, weitausladenden Bäume dieses Parks vor einem Blumenrondell — aus grellfarbigen, künstlichen Blumen. Ein Makart-Bukett im Freien. Es war weder die erste noch die einzige Begegnung mit dem Kitsch auf dieser Reise.

Im Westen sagt man von der Moskauer Metro gerne, sie sei ein Auslagenstück der Sowjets. Das trifft für den Stil mancher ihrer Stationen sicher zu, die mehr der nationalen und imperialen Repräsentation des Systems dienen, als dem Zweck, Gefäße eines dichten Großstadtverkehrs zu sein.

Technisch allerdings stellt diese Moskauer Untergrundbahn die perfekte Lösung des Verkehrsproblems einer rasant wachsenden Stadt dar. Wir haben bereits auf die Bevölkerungsentwicklung Moskaus hingewiesen, aus der sich überzeugend die Notwendigkeit einer großzügigen Verkehrsplanung ergibt. Ohne Zweifel stellt die Metro eine große technische Leistung dar.

Daß sie in manchem ihre Vorbilder in Berlin, London, New York oder Paris übertrifft, sollte aber die Russen nicht zur Überheblichkeit verleiten. Alle die genannten Bahnen stammen aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg, während der Baubeginn der Moskauer Metro in das Jahr 1932 fällt. In einem Zeitraum von 25 Jahren — die letzte Linie wurde 1957 eröffnet — wurden sechs Linien mit einer Länge von rund 60 Kilometern gebaut, die alle unter dem Kanal- und Leitungsnetz der Stadt liegen und an manchen Knotenpunkten in drei Etagen übereinander sich kreuzen. Von sechs Uhr früh bis ein Uhr nachts werden hier täglich eineinhalb bis zwei Millionen Fahrgäste befördert. Die Züge verkehren in Abständen von drei Minuten, in den Spitzenzeiten im Abstand von 50 bis 60 Sekunden.

Die Metro ist ohne Zweifel nicht nur der Stolz der Moskauer, sondern der Russen überhaupt. Sie ist von einer blitzenden Sauberkeit und man wird, wenn man in ihr fährt, zu jeder Zeit irgendwo jemanden sehen, der kehrt und putzt.

An Sonntagen hat man das Gefühl, als wäre ganz Moskau unterwegs. Die Züge sind oft zum Platzen voll und es gibt beim Ein- und Aussteigen ein tolles Gedränge, das sich bis zur brachialen Rücksichtslosigkeit steigert.

Ich konnte mir diese Rücksichtslosigkeit, die ich mehrmals beobachtet hatte, nicht anders erklären, als daß dabei die bäuerliche Komponente des neuen städtischen Elements durchbricht, die Urangst des bäuerlichen Menschen vor dem technischen Phänomen, das ihm hier in der automatisch schließenden Tür entgegentritt und die ihn rücksichtslos werden läßt, aus Angst, sie könnte sich schließen, ehe er den Zug verlassen hat.

Denn diese Rücksichtslosigkeit paßte nicht zu einem anderen Bild, das sich mir im Moskauer Lenin-Stadion dargeboten hat.

Es war der erste Tag des Leichtathletik-Länderkampfes USA

gegen UdSSR, und das 100.000 Menschen fassende Rund war zu etwa zwei Drittel besetzt. Ich habe mit wirklichem Vergnügen erlebt, wie fair das Moskauer Publikum die Kämpfe verfolgt hat und wie es sportliche Leistungen von unterlegenen Amerikanern mit herzlichem Beifall bedachte. Ich habe selten ein so faires Sportpublikum gesehen. Was mir aber besonders aufschlußreich schien, war etwas anderes. Fast auf die Sekunde mit dem Schluß der Veranstaltung prasselte ein Gewitterregen nieder. Nun weiß jeder, der so etwas schon einmal erlebt hat, was sich abspielt, wenn 60.000 bis 70.000 Menschen, vom Regen gejagt, zu den Ausgängen stürzen. Ich muß sagen, daß ich tief beeindruckt gewesen bin von der Rücksichtnahme, die diese Menschen an den Tag legten. Es wurde kaum gedrängt und gestoßen, da und dort ein Scherzwort und lebhaftes Gelächter, dabei weit und breit kein ordnender Eingriff eines Polizisten oder eines Platzanweisers.

Halten wir fest: der Gesamteindruck des sowjetischen Alltags gegenüber dem unseren ist zwar nicht uniform, aber weniger farbig, weniger von den hellen Tönen des zwecklos Schönen durchwirkt, ärmlicher und eintöniger. Es würde dem westlichen Beobachter, wenn er die Maßstäbe seiner Welt anlegt, leicht fallen, ein negatives Bild zu entwerfen. Damit aber würde er auch nicht annähernd etwas Gültiges aussagen können. Denn man muß versuchen, diese Welt aus ihrer eigenen Entwicklung, aus ihren eigenen Bedingungen heraus zu verstehen. Tut man das aber, dann wird man einmal begreifen, daß das für uns Ungewöhnliche mehr mit den Lebensgewohnheiten des östlichen Menschen und mit dem bäuerlichen Element in den Städten zusammenhängt als mit dem politischen und wirtschaftlichen System, und zum anderen, daß der heutige Zustand und Standard des sowjetischen Durchschnittsmenschen ohne Zweifel ein Fortschritt ist gegenüber der Basis von 1917.

Wenn wir das sowjetische Alltagsleben grauer und eintöniger empfinden als das unsere, dann drängt sich von selbst die Frage auf, wie denn der sowjetische Mensch diesem Umstand gegenüber sich verhält. Die Antwort, die sich dem Beobachter aus zahlreichen Erscheinungen anbietet, ist vielschichtig. Zunächst wird man festhalten müssen, daß es innerhalb dieses 200-Millionen-Reiches mit seinen rund hundert verschiedenen Völkern und Volksstämmen ein sehr differenziertes Kulturgefälle gibt, das eine sehr verschiedenartige Einstellung zur Wirklichkeit des Lebens bedingt; das soziale und kulturelle Milieu des Gestern wird die Wertung des Heute wesentlich mitbestimmen. Dann ist — wie wir bereits ausgeführt haben — zu bedenken, daß der heutige Standard für eine breite Schicht von Sowjetbürgern, gemessen an dem des Jahres 1917, zweifelsohne einen Fortschritt bedeutet. Der Vergleich mit dem Westen ist den meisten Sowjetbürgern nicht möglich. Dort aber, wo dieser Vergleich möglich war, vor allem bei den vielen sowjetischen Besatzungssoldaten in Österreich und Deutschland, sind die Folgerungen offenbar nicht so, wie man sich das im Westen erwartet hat. Wir im Westen neigen dazu, die Wirkungsmöglichkeit unserer Lebensform auf Menschen eines anderen Kulturkreises und eines anderen gesellschaftlichen Milieus zu überschätzen.

Von ganz entscheidender Bedeutung dürfte der offenkundige Erziehungs- und Propagandaerfolg des Kommunismus sein. Im sowjetischen Menschen ist das Bewußtsein geweckt und lebendig erhalten worden, am Aufbau einer neuen Gesellschaftsordnung und an der Gestaltung einer großen Zukunft mitzuwirken. Die Entbehrungen von heute, das Zurückbleiben in

der Befriedigung der Konsumbedürfnisse wiegt gering gegenüber dem Glauben, an einer neuen Welt mitzubauen. Wenn diese Welt einmal Wirklichkeit ist, wenn alle Naturschätze erschlossen, die Industrialisierung vollendet, die Forschung bis in den Weltraum hinausgetrieben ist, dann werden auch die Bedürfnisse des einzelnen besser und reicher befriedigt werden als dies heute geschieht. Bewußt, als politischer Aktivist, oder unbewußt als passiver Bürger, nimmt der Sowjetmensch das Heute im Namen einer Zukunftsaufgabe auf sich. Sein gegenwärtiges Dasein ist ihm ein Wechsel auf die Zukunft. Abgesehen von vielen Beobachtungen, die wir in dieser Richtung machen konnten, wurden wir mehrmals auch direkt in diesem Sinne angesprochen.

Das vielleicht eindringlichste Beispiel für das Maß, in dem die meisten Sowjetrussen bereit sind, ihre eigenen Lebensbedürfnisse einem ihnen plausibel gemachten Zweck zu unterstellen, bot sich bald nach Stalingrad.

Das Elektroschiff „Ukraina" hatte an einer besonders reizvollen Uferstelle der Wolga Anker geworfen, den Passagieren wurde Gelegenheit geboten, in den sich träge dahinwälzenden Fluten des mächtigen Stromes Abkühlung und Erquickung zu finden. Bald tollte jung und alt, russische Matrosen geradeso wie österreichische Touristen, im Wasser herum oder lieferten sich am Strand erbitterte Federball-Duelle. Doch wenn man in Rußland ist, will man nicht allein die Badefreuden genießen, sondern so viele Eindrücke wie möglich sammeln. So machte sich also eine Gruppe besonders Neugieriger auf den Weg ins Innere des Landes.

Die Unrast wurde belohnt. Schon nach knapp fünfzehn Minuten langem Marsch durch die karge Busch- und Wiesensteppe bot sich unseren Augen ein ebenso überraschendes wie romantisches Bild. In einer kleinen Senke standen einige niedrige Lehmhütten, deren mit Stroh, Schilf und Zweigen bedeckte

Dächer fast bis zum Boden reichten. Ein paar Ziegen spazierten vergnügt darauf herum. Der Platz zwischen den seltsamen, unglaublich primitiv und ungepflegt anmutenden Gebäuden war ein Durcheinander von Weidenstrünken, Holzästen, Hühnern und Schweinen. Die wenigen Bewohner der Einsiedelei begrüßten uns freundlich und aufgeschlossen. Sie machten so ganz den Eindruck, als hätten sie Jahr und Tag auf diesem Flecken Erde verbracht, als wäre ihnen nichts fremder als Dinge der Zivilisation, als würden sie nichts so sehr verabscheuen wie die gepflasterten Straßen einer Stadt.

Aber weit gefehlt! Das Gespräch mit einer der Bewohnerinnen, einer etwa 35jährigen untersetzten, resoluten und redefreudigen Frau belehrte uns bald, wie sehr wir uns geirrt hatten: es handelte sich hier keineswegs um gelernte Hinterwäldler, sondern um Städter, um Großstädter sogar! Eine dieser Familien kam aus Stalingrad, eine andere aus Leningrad und eine dritte aus Kiew. Sie alle waren vor etwa drei Jahren einem Aufruf der Regierung gefolgt, hatten sich freiwillig zur Abholzung des Stauraumes für das künftige Stalingrader Meer gemeldet. Nun hausten sie also hier und rodeten für rund 1000 Rubel pro Familie und Monat das Land, angelten Fische aus der Wolga, schossen Vögel von den Bäumen, dachten nicht an Kinos noch an andere Verlockungen der Stadt und kochten ihren Porschtsch auf einem improvisierten Ziegelherd im Freien. Sicherlich schmeckte er nicht schlechter als irgendeiner im weiten, großen Rußland.

Bereitwillig führte uns eine der Frauen in das Innere ihrer Hütte. Und da repräsentierte sich die zweite große Überraschung: dieses Innere war zwar einfach, aber von blitzender Sauberkeit! Auf einem kleinen Tischchen befand sich ein Radio, daneben, in einem Regal, standen sogar Bücher. An der Wand hing ein Ikonenbild.

Die ganze Szenerie forderte geradezu zum Photographieren

heraus. Wir zückten also die Kameras und verschossen einige Aufnahmen. Da jedoch wurde die breitbackige Frau für einen Moment unfreundlich und mißtrauisch. „Sie werden bestimmt in Ihrer Heimat die Bilder herumreichen und erklären, so lebt man in Rußland", keifte sie. „Wir leben aber gar nicht schlecht. Wenn wir unsere Arbeit hier beendet haben, ziehen wir wieder in unsere Wohnung in Stalingrad zurück. Glauben Sie mir, uns geht es sehr gut. Wenn Sie etwas anderes erzählen werden, dann lügen Sie! Übrigens — es ist doch hoffentlich kein Kapitalist unter euch?"

Mit dieser Frage, die sie halb scherzend stellte, ging sie wieder zu einem versöhnlicheren Gespräch über. Bald darauf verabschiedeten wir uns mit einem freundlichen „Daswidanja". Aber mir ging es noch lange im Kopf um, wie das alles zusammenpaßte — die Ziegen auf dem Dach und der Radioapparat in der sauberen Stube, der primitive Ziegelherd unter freiem Himmel und die Bücher auf dem Regal, das Ikonenbild, das eine Bindung an Gott zumindest andeutete, und das offenkundig völlige Durchdrungensein vom Bewußtsein des „sozialistischen Aufbaus".

Je länger jedoch die Reise dauerte und je mehr Eindrücke wir gewannen, um so weniger wunderten wir uns. Gleichviel, ob die verschiedenen Gegensätzlichkeiten auf den Volkscharakter zurückzuführen sind oder auf geistige, kulturelle oder zivilisatorische Unterschiede, sie sind da, unleugbar und unübersehbar. Man gewöhnt sich an sie, ohne sie in jedem Falle restlos deuten zu können.

Letztlich blieb mir auch das Wesen jenes sympathischen jungen Russen unverständlich, mit dem ich mich oft an Deck der „Ukraina" unterhalten hatte. Er war Student der Rechtswissenschaft an der Moskauer Universität. Mit seiner Bürstenfrisur und den westlich-modischen engen Hosen glich der 20jährige beinahe einem jungen Amerikaner. Auch die Art, sich zu geben,

entsprach eher der eines College-Boys als der Vorstellung eines streng auf Vordermann gebrachten Jungkommunisten. Seine Vorliebe für moderne Unterhaltungsmusik („Ach, schicken Sie mir doch bitte eine Saxophonschule für Jazz“) unterstrich noch diesen Eindruck.
Trotzdem: Sergej W. ist gegenüber allen westlichen Ideen von sozialer Ordnung immun. Genauso immun wie ein Kaninchen gegen Diphterie. Freimütig gestand er mir, daß er sich manchmal die „Stimme Amerikas für Rußland“ anhöre wegen der Louis-Armstrong-Platten, die sie manchmal bringe. Über das, was im Rahmen dieser Sendung gesprochen werde, müsse er sehr oft herzlich lachen. Sergej W. läßt sich kein „kapitalistisches“ X für ein marxistisches U vormachen. Wenn er mit seinem Studium fertig ist, will er in das sowjetische Handelsministerium eintreten. Vielleicht wird er dort Karriere machen, vielleicht sogar einmal mit westlichen Delegierten an einem Verhandlungstisch sitzen. Der Armstrong-Freund und Jünger der Synkopen wird sich dann wahrscheinlich keinen Deut von denen unterscheiden, die sich heute selbstsicher und zielbewußt auf dem Parkett der Diplomatie bewegen.

Die starke Gegensätzlichkeit von oft rasantem Aufbau und tiefer Rückständigkeit drückt natürlich auch den Bildern der Städte ihren Stempel auf. Kaum erfreut sich das Auge an gepflegten Parks oder einer mit Blumen übersäten Uferpromenade, zerstört ein halbverfallenes Haus oder eine morastige Straße das Bild. Merkwürdigerweise findet man selbst in der Heimatstadt des von den Sowjetrussen so verehrten Revolutionärs W. I. Lenin, in Uljanowsk, Gebäude und Straßen, die sich in einem Zustand befinden, der auf den Fremden einen niederschmetternden Eindruck macht, während man andererseits in Kasan und Gorki auf Bauten stößt, die mitteleuropäisches Format erreichen.

Ganz stark auf engem Raum zusammengedrängt tritt einem diese Gegensätzlichkeit in Moskau entgegen. Während an den Stadträndern intensive Wohnbautätigkeit im Gange ist und die breiten, großzügig angelegten Straßen von durchschnittlich sechs- bis zehngeschossigen Häusern gesäumt sind, kann man hinter dieser Kulisse einen Blick in wahre Elendsquartiere tun. Ob es sich um die trostlosen Hinterhöfe der Miethäuser aus der zaristischen Zeit handelt oder um die alten, noch aus dem 19. Jahrhundert stammenden typisch russischen Holzhäuser, es ist immer der gleiche Eindruck von einer dem Menschen nicht gemäßen, um nicht zu sagen nicht würdigen Behausung.

Man zeigt dem Fremden diese Viertel nicht gerne, man führt ihn nicht gerade hin, aber man verschweigt auch nicht, daß das Wohnungsproblem in den großen Städten noch lange nicht gelöst ist. Für Moskau, so wurde uns erzählt, besteht ein Wohnbauprogramm, das vorsieht, daß in zehn Jahren jede Moskauer Familie ihre eigene Wohnung haben soll. Der Wunsch nach den eigenen vier Wänden wird also für jede Moskauer Familie in Erfüllung gegangen sein, wenn das System des sozialistischen Fortschrittes und Aufbaues ein rundes halbes Jahrhundert alt ist; unter der Voraussetzung, daß der Plan erfüllt wird. Man weist gerne darauf hin, daß der zweite Weltkrieg hauptsächlich Ursache dieses Zurückbleibens im Wohnbau ist. Daran ist selbstverständlich etwas richtig, der tiefere Grund ist aber ohne Zweifel in der Rangordnung des Aufbauprogrammes zu suchen. Jahrzehntelang stand der Aufbau der Schwerindustrie im Vordergrund und die Konsumgüterindustrie mußte ebenso wie der Wohnbau zurückbleiben. Wenn man diese Problematik angesichts der Moskauer Holzhäuser überdenkt, dann erinnert man sich immer wieder an das stolze Wort des jungen Russen am Zimljansker Meer: „Wir hinken noch auf vielen Gebieten nach. Aber wir können

eben nicht alles auf einmal tun.“ Zumindest das Gefühl, wenn nicht das Bewußtsein für die Rangordnung der Dinge ist den sowjetischen Menschen anerzogen, daraus erwächst ihnen Kraft oder auch Gleichmut, die sehr oft tristen Verhältnisse von heute zu ertragen.

Diese Holzhäuser sind meist ein- bis zweigeschossig und haben eine drei- bis vierfenstrige Front im Geviert. Einst haben sie mit ihrem Sims- und Fensterzierat sicher einen hübschen heiteren Eindruck gemacht. Heute sind sie mit oft windschiefen Fenstern und Türen ein Bild des Verfalls. Manche von ihnen sind mit Mauerbewurf versehen, der heute abbröckelt und den Eindruck des Elends noch verstärkt. Man kann dieser Trostlosigkeit das Prinzip des Systems ablesen, nichts mehr für die Erhaltung zu tun, weil sie ja eines Tages sowieso verschwinden sollen. Gleichzeitig liest man aber aus diesen grauen Zügen der Stadt ab, wie sehr ganze Generationen und Schichten in ihrer alltäglichen Existenz dafür bezahlen müssen, daß der Aufbau auf anderen Gebieten und an anderem Ort fortschreiten kann.

Immer wieder wird das dort augenfällig, wo sich moderne Bauten erheben und die Reste des alten Elends in nächster Nachbarschaft noch vegetieren. Ein typischer Kontrast!

Wie viele Familien in diesen Holzhäusern auf engstem Raum nebeneinander hausen müssen, kann man leicht feststellen, wenn man die Fernsehantennen zählt, die auf den Dächern angebracht sind: durchschnittlich sind es vier bis sechs. Sie alle leben von der Hoffnung, innerhalb der nächsten zehn Jahre in jenem neuen Moskau zu leben, das schon heute dieses Elendsbild für den normalen Reisenden verdeckt und an dem intensiv weitergebaut wird.

Diese Hoffnung, dieser Wechsel auf die Zukunft wird von einer anderen Seite her unterstützt und belebt, die man mit

dem Wort umschreiben könnte: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein." Museumsbesuche, Lesefreudigkeit, sportliche Betätigung und intensive Teilnahme am künstlerischen Leben gehören hierher und es wäre abwegig, dies alles mit dem Begriff „Brot und Spiele" zu ironisieren. Wenn auch einseitig gelenkt, so entspricht doch die Erweckung und Lebendigerhaltung des Bildungsdranges der geistigen Ausgangsposition des Systems. Zudem hat auch der russische Mensch von heute immer noch eine intensive Beziehung zur Kunst. Es ist auffallend, wieviele Menschen in den öffentlichen Verkehrsmitteln lesen, wobei man nur selten Zeitungen, fast immer Bücher bei den Lesenden sieht.

Wir hatten in Moskau Gelegenheit, das Staatliche zentrale Puppentheater zu sehen. Hier lebt sich in einer urwüchsigen Spielfreude typisch russischer, breitangelegter, aber auch scharf pointierter Humor aus. Von Stangenpuppen, die ungewöhnlich lebendig und in karikaturistischer Stilisierung gestaltet sind, wird der tolle Wirbel eines ganzen Varietéprogramms vorgeführt. Von einem 64köpfigen Chor bis zur Parodie einer amerikanischen Jazzsängerin überschlägt sich die darstellerische Pointe in solcher Lebendigkeit, daß man in buchstäblichem Sinne gar nicht mehr daran denkt, daß es sich um Puppen handelt.

Interessanter und tiefer, insbesondere vom Publikum her, waren die Eindrücke bei einer Ballettaufführung im kleinen Haus der Leningrader Oper. Alle Altersklassen und Schichten der Bevölkerung waren hier vertreten. Alte Damen, deren Theaterschleier und dreiviertellange Handschuhe noch aus einer weit zurückliegenden Zeit stammen, saßen neben den vielen, die sichtlich wenn auch mit bescheidenen Mitteln versuchten, sich dem Anlaß entsprechend zu kleiden, ohne sich dabei an eine sichtbar werdende Etikette zu halten, aber auch kurz-

ärmelige Polohemden mit Reißverschluß waren in einigen Exemplaren zu sehen. Auffallend war, daß das alles nebeneinander bestand, ohne sich gegenseitig abzustoßen. Zusammen mit den Eindrücken bei offiziellen Empfängen, wo man vereinzelt hohe Offiziere und Funktionäre beobachten konnte, die sich nicht nur ungezwungen, sondern ungeschliffen gaben, formte sich so das Bild einer Gesellschaft, die auf Formen verzichtet, die Form allein nicht als Maßstab gelten läßt und damit nicht im sozialen und materiellen, wohl aber im gesellschaftlichen Sinne eine Atmosphäre der Gleichheit entstehen läßt.

Die Aufführung von Tschaikowskijs Ballett „Schwanensee" war musikalisch und tänzerisch außergewöhnlich. Choreographie, Kostüme und Bühnenbild allerdings waren überaus konservativ, um nicht zu sagen, altväterisch und gehörten der Zeit der Jahrhundertwende an. Hier bei dieser Aufführung aber erlebte ich einen Anschauungsunterricht, wie sehr das, was wir an der heutigen sowjetischen Kunst als primitiv empfinden, offenbar bewußt gelenkt ist, weil es den Beifall des Volkes findet. Als in kitschiger Manier mit allen drastischen Mitteln der Scheinwerfertechnik die Sonne über dem See im Hintergrund der Bühne aufging und eine an Himbeerzuckerln erinnernde Lichtflut entfachte, und als in dieser Licht- und Farbengloriole silberne Schwäne am Horizont vorbeizogen, gab es für das Bühnenbild Applaus auf offener Szene.
Vielleicht muß man auch diese naive Empfänglichkeit des russischen Volkes in Rechnung stellen, wenn man seine Bereitschaft überdenkt, sein gegenwärtiges Dasein als einen Wechsel auf die Zukunft zu empfinden. Ohne Zweifel rechnen die Mächtigen des Kreml damit, denn sie lassen sich die Beeinflussung der Massen auf dem Wege über die Unterhaltung eine schöne Stange Geld kosten: die Staatliche Abteilung für Unterhaltung verfügt über einen Jahresetat von 800 Millionen Rubel.

Wer hofft, die Verwirklichung ursprünglicher kommunistischer Ideale, oder auch nur den Versuch einer solchen, in der UdSSR anzutreffen, wird vergeblich danach suchen. Nichts mehr von Gleichmacherei, nichts mehr von familienzerstörerischen Tendenzen freier Liebe, keine Wohnkomunen. Statt dessen hat sich eine Gesellschaft entwickelt, in strenger Rangordnung aufgebaut, ausgehend von der Leistung als geltendem Maßstab, wenn auch unverkennbar der Protektionismus eine wichtige Rolle spielt.
So gesehen ist das bolschewistische System in der UdSSR ein Beispiel dafür, daß selbst die härteste und konsequenteste Ideologie auf die Dauer die menschlichen Grundanlagen nicht negieren kann. Schon Ende der zwanziger Jahre begannen die Konzessionen, erzwungen von den wirtschaftlichen Notwendigkeiten, und leiteten einen Entwicklungsprozeß ein, der während des zweiten Weltkrieges beschleunigt wurde und heute noch anhält. Man wird bei der Betrachtung sowjetischer Verhältnisse immer wieder an Dostojewskijs „Großinquisitor" erinnert, an jene erschütternde Stelle, in der sich die tragische Diskrepanz von Idee und Wirklichkeit ausdrückt, als der Großinquisitor dem wiedergekehrten Jesus sagt, er solle wieder aus der Welt gehen und das Werk derer nicht stören, denen er einmal die Last eines Auftrages aufgebürdet hat. Würde Lenin in den sowjetischen Alltag von heute wiederkehren, wahrscheinlich müßten ihm die Herren des Kreml das gleiche sagen wie der Großinquisitor dem wiedergekehrten Nazarener, der sein Werk nicht wiedererkannt hat.

Welche Rolle der vielberufene Marxismus-Leninismus heute in der sowjetischen Gesellschaft und im sowjetischen Staatsmecha-

nismus wirklich noch spielt, ist schwer zu sagen. Sicher nicht mehr die einer Verheißung, deren Verwirklichung in reiner Form angestrebt wird. Eher hat man den Eindruck, die Ideologie nehme nur noch den Platz eines dialektischen Hilfsmittels ein, mit dessen Hilfe realistisch herbeigeführte und gestaltete Situationen dem Volk und den Hilfsvölkern verständlich gemacht werden können. Vielleicht liegt die Wahrheit etwa in der Mitte. Jedenfalls darf das Zurücktreten der Bedeutung der Ideologie nicht als ein Mangel, sondern eher als ein Vorzug der Entwicklung betrachtet werden. Denn die neue Gesellschaft ist eine der wichtigsten Stützen des Systems, an seiner Dauer unmittelbar interessiert.

Stalins Rede gegen die Gleichmacherei vom 23. Juni 1932 war ein wichtiger Markstein auf dem Wege zur neuen Gesellschaft der UdSSR. Er verlangte damals kategorisch, die Tarife müßten der Schwere und der Qualität der Arbeit angepaßt werden. Die Entwicklung der Löhne und Gehälter trug diesem Verlangen Rechnung, hat allerdings bis zum heutigen Tage bei weitem noch nicht den Stand mitteleuropäischer, geschweige denn amerikanischer Verhältnisse erreicht. Ein paar Zahlen mögen ein ungefähres Bild geben: Das durchschnittliche Monatseinkommen eines Arbeiters beträgt 1000 Rubel, eines Ingenieurs 1800 Rubel, eines Ministerialbeamten, der im Range etwa einem Legationssekretär entspricht, 2000 Rubel, eines Hochschulprofessors 6000 Rubel, eines Offiziers 1000 bis 2500 Rubel. Man darf diese Gehälter allerdings nicht für sich betrachten, weil im sowjetischen Entlohnungswesen die Prämie eine wichtige Rolle spielt.
Die Gliederung nach Leistung kann man an den folgenden Beispielen ablesen: Hilfsarbeiter 650 Rubel, Facharbeiter 700 bis 1000 Rubel, Spezialisten 1000 bis 2000 Rubel, Fabriksdirektor 3000 Rubel; oder: Richter 1000 bis 1300 Rubel,

Richter in höherer Verwendung, etwa dem Oberlandesgerichtsrat entsprechend, 3000 Rubel, stellvertretender Vorsitzender des Obersten Gerichtes 5000 Rubel; oder: Krankenschwester 500 bis 700 Rubel, Arzt 800 bis 1500 Rubel.

Der sowjetische Erfinder kann sein geistiges Eigentum nicht frei verwerten wie im Westen, aber er wird am Nutzen, den er durch seine Erfindung der Gemeinschaft (also dem Staat) bringt, beteiligt. Für jede Million Rubel Einsparung, die seiner Erfindung zu verdanken ist, erhält er 40.000 Rubel Prämie, allerdings nur bis zu einem Höchstausmaß von 200.000 Rubel. Bei Erfindungen, die auf dem Gebiete der Bodenschätze und der Atomenergie gemacht werden, kann sich die Prämie verdoppeln.

Diese wenigen Beispiele zeigen deutlich den Versuch, die Leistung durch materiellen Vorteil anzuspornen. Daneben spielen ideelle Auszeichnungen, die den einzelnen aus der Masse herausheben, eine wichtige Rolle.

Nicht nur das Entlohnungssystem, sondern auch andere materielle Regelungen lassen darauf schließen, daß der Staat bewußt die neu sich bildende, gegliederte Gesellschaft in dem Maße bevorzugt, je höher der Betroffene in der Rangordnung steht. Wir führen hier nur zwei symptomatische Beispiele an.

Die Steuerprogression für eine Familie mit zwei Kindern sieht folgend aus: 5,7 Prozent Steuer bis zu einem Einkommen von 500 Rubel, 7,7 Prozent bis 1000 Rubel, 11,1 Prozent bis 2000 Rubel und 13 Prozent über 2000 Rubel. Hier hört die Progression auf. Die in der Entlohungsskala am weitesten oben stehenden werden also auch bei der Besteuerung bevorzugt. Für diese Schichten fällt dann allerdings die indirekte Steuer stärker ins Gewicht, die auf allen nicht lebensnotwendigen Konsumgütern liegt.

Einen ähnlichen Charakter der Bevorzugung der besser Entlohnten, also der führenden Schichte, stellt die Abschaffung der Erbschaftssteuer im Jahre 1943 dar. Seither gibt es nur noch eine Gebühr von zehn Prozent des Erbwertes.

Eine wichtige Maßnahme zur Festigung der Gesellschaft stellt die neue Familienpolitik in der Sowjetunion dar. Bereits 1936 wurde die Ehescheidung erschwert und bald darauf die Abtreibung der Leibesfrucht verboten. Für die erste Scheidung ist eine Gebühr von 50 Rubel zu bezahlen, für die zweite eine solche von 150 und für die dritte von 300 Rubel. Bedenkt man die Einkommensverhältnisse, so wird einem ohne weiteres klar, wie rigoros diese Maßnahme vor allem in breiten Bevölkerungsschichten wirken muß, gegenüber der ursprünglichen Praxis, Eheschließung und Ehescheidung durch eine einfache Anzeige beim Standesamt bekanntzumachen.
1941 wurde eine Sondersteuer für Kinderlose eingeführt, 1944 Orden und Prämien für kinderreiche Familien.

Faßt man alle diese Symptome zusammen: Leistungsentlohnung, steuerliche Begünstigungen, Vorrechte und Schutz für die gesunde Familie usw., so wird man ihre positive Wirkung in Richtung des Aufbaues einer neuen Gesellschaft nicht verkennen können. Halten die Zahlen den Vergleich mit westlichen Verhältnissen auch noch nicht stand, so ist doch unverkennbar, daß die Grundtendenz gesünder ist als in vielen westlichen Staaten.

Wichtiger noch als diese materiellen Merkmale der neuen Gesellschaftsbildung sind solche, die unmittelbar in den Grundlagen der sowjetischen Entwicklung zu suchen sind.
Zunächst ist hier von wesentlicher Bedeutung die Verwandlung von einer landwirtschaftlich bestimmten zu einer industriell

bestimmten Bevölkerung. Die Industrialisierung der Sowjetunion hat bereits vor dem zweiten Weltkrieg zu einer bedeutenden Verlagerung der Bevölkerung vom Land in die Stadt geführt. Eine letzte Welle schwemmte noch neun Millionen Menschen in der Zeit von 1950 bis 1954 in die Städte.

Im engsten Zusammenhang damit muß der erfolgreiche Ausbau des Schulwesens gesehen werden, der praktisch zum Verschwinden des Analphabetentums geführt hat.

Zudem hat sich, mit Ausnahme der obersten Schichte, die soziologische Struktur der sowjetischen Bevölkerung weniger verändert, als man gemeinhin annimmt. Es wurde festgestellt, daß von den heute geistig Arbeitenden nur zwölf Prozent aus Familien stammen, die vor der Revolution manuelle Arbeit verrichtet haben, aber 86 Prozent aus Familien, die vor der Revolution nicht manueller Arbeit nachgegangen sind. Da sowjetische Statistiken nicht sehr zuverlässig sind, wird man einige Vorsicht bei der Deutung an den Tag legen müssen. Es wäre immerhin möglich, daß unter manueller Arbeit nur industrielle Arbeit zu verstehen ist und in den 86 Prozent auch geistig Arbeitende bäuerlicher Herkunft enthalten sind. Feststehend bliebe dann immer noch, daß nur zwölf Prozent der geistig Arbeitenden dem Proletariat im engeren Sinne entstammen, 86 Prozent aber nicht.

Weil wir mit unseren Maßstäben messen, unterstellen wir, die Einzelpersönlichkeit könnte in einem solchen System keinen ihr gemäßen Platz finden, der sie auch befriedigt. Das ist weithin unzutreffend. Die systematische Auslese, die bereits in der Schule beginnt, die den Talenten und Fähigkeiten angepaßte Ausbildungsförderung führt den Menschen meist auf einen ihm gemäßen Platz. Er hat also nicht das Gefühl vom Staat dirigiert, sondern seinen Anlagen gemäß gefördert worden zu sein. Dazu kommt, daß, trotz Aufrechterhaltung politischer Schulung, die Ideologie vor den sachlichen Erfordernissen

beruflicher Arbeit zurücktritt. Ein Ingenieur, sagt ein sowjetischer Autor in einem Theaterstück, habe es nicht mit Ideologie, sondern mit Maschinen zu tun. Man kann hier ein ebenso unverdächtiges wie interessantes Zeugnis anführen: die Havard Universität hat eine Umfrage unter russischen Emigranten durchgeführt und dabei festgestellt, daß vier Fünftel der befragten Intellektuellen und drei Viertel der befragten gehobenen Angestellten mit der beruflichen Stellung, die sie daheim innegehabt hatten, zufrieden waren.

Alle diese Symptome: die Begegnung des Volkes mit der industriellen Welt, das Aufhören des Analphabetentums, Leistungsentlohnung, Ausleseförderung, steuerliche Begünstigungen usw. tragen das Ihre zur Bildung einer neuen Gesellschaft bei. Alle diese Symptome bedingen, daß innerhalb des kollektiven Systems sich Persönlichkeit bildet, wenn auch von anderer Art, wie wir sie zu verstehen gewohnt sind.

Von entscheidender Bedeutung aber ist, daß die Besonderheit des Systems ebenso wie die moderne Entwicklung an sich (denken wir nur an unsere Staats- und Kammerbürokratie) sowohl im Aufbau des staatlichen wie des wirtschaftlichen Mechanismus eine weite Aufnahmefähigkeit für Menschen in bevorzugter Stellung bildet. Damit ist die Frage nach der Verbreitung der bevorzugten Schichte in ihren weitesten Verästelungen fast schon beantwortet. Zahlenmäßig wird sie niemals konkret erfaßbar sein.

Von Lenin wird eine Anekdote erzählt, deren Richtigkeit ich nicht nachprüfen kann, die aber zumindest gut erfunden ist, wenn sie nicht wahr sein sollte. Von einem amerikanischen Journalisten darauf aufmerksam gemacht, daß das neue System eine halbe Million Bevorzugter hervorgebracht habe, antwortete Lenin: „Wenn es in der Zarenzeit 50.000 Privilegierte gegeben hat und es heute 500.000 sind, wollen Sie dann leugnen, daß dies ein Fortschritt ist?“ Mittlerweile sind

mehr als drei Jahrzehnte vergangen und die privilegierte Schicht hat sich ausgebreitet, durchzieht das sowjetische Gemeinwesen wie das System des Blutkreislaufes den menschlichen Körper.
Prinzessin Schakowskoj, 1917 mit ihrer Familie aus Mokau emigriert und in der Tauwetterperiode als Gattin eines westlichen Diplomaten wieder nach Moskau gekommen, also gewiß eine unverdächtige Zeugin, schätzt in ihrem Buch „So sah ich Rußland wieder" auf Grund ihrer Beobachtungen den Anteil der privilegierten Schicht, in allen ihren Verästelungen, an der Gesamtbevölkerung auf 25 bis 30 Prozent.
Was es aber für ein System bedeutet, wenn etwa jeder vierte der privilegierten Schichte angehört, bedarf keiner weiteren Ausführungen.

Eine führende Schicht, eine privilegierte Gesellschaft, strebt aus natürlicher Anlage nach Stabilisierung, nach Sicherung ihrer Vorrechte, nach Pflege vererbbarer Anlagen, nach Übergang des Erworbenen von den Eltern auf die Kinder. Der Schritt zur rechtlichen, gesetzmäßigen Sicherung und Fundierung der neuen Schichte, der gewachsenen Gesellschaft, muß getan werden.
Dieser Entwicklungsprozeß reicht weit in die stalinsche Ära zurück. Schon die Verfassung von 1936 garantiert dem Sowjetbürger das persönliche Eigentum. Der Artikel 58 des Zivilgesetzbuches sieht vor, daß der Staatsbürger sein persönliches Eigentum besitzen, verwenden und veräußern darf. Unter persönlichem Eigentum aber ist nicht nur der unmittelbare persönliche Besitz, wie Kleidung, Hausrat usw., zu verstehen, sondern auch Sparbücher samt Zinsen, Staatspapiere, Wohnhäuser (nicht Grundbesitz!) usw.
Im Strafgesetzbuch von 1947 werden in logischer Folge dieser Entwicklung die Strafen wegen Diebstahls an persönlichem

Eigentum auf 5 bis 6 Jahre Arbeitslager verschärft. Bis dahin stand lediglich Diebstahl an öffentlichem Gut unter schwerer Strafe.

Für eine neue Gesellschaft aber ist erst die Rechtssicherheit Voraussetzung wahrer Stabilisierung der Verhältnisse. Die Strafrechtsreform vom 25. Dezember 1958 bringt hier die entscheidende Wende. Kannte das sowjetische Strafrecht bis dahin nur den Schutz der sozialistischen Gesellschaftsordnung (Wyschinskij, der sowjetische Kronjurist unter Stalin, in einem Kommentar: das Recht sei nur dazu da, „um die gesellschaftlichen Verhältnisse zu festigen und zu entwickeln, die der herrschenden Klasse vorteilhaft und genehm sind"), so spricht der Artikel 1 nunmehr über die Aufgabe der Rechtspflege, sie habe „... den Schutz des sozialistischen Eigentums, der Persönlichkeit, der politischen, Vermögens- und anderer Rechte der Bürger und der gesamten sozialistischen Rechtsordnung" zu gewährleisten.

Und der Artikel 3 legt ausdrücklich fest, daß niemand strafrechtlich zur Verantwortung gezogen und einer Strafe unterworfen werden kann, es sei denn, er habe eine Handlung begangen, welche einen vom Strafgesetz gebildeten Straftatbestand darstellt.

Dies deutet einen Umbruch, eine Evolution an. An der Grundtatsache hat sich, nach unseren Gesichtspunkten, noch nichts geändert. Die Rechtsprechung steht noch nicht als unabhängige Instanz zwischen dem Bürger und dem Staat. Will der Bürger Rechtshilfe, so ist er noch immer darauf angewiesen, sich einen Anwalt aus dem Rechtsanwaltskollektiv zuweisen zu lassen, er darf sich nicht den Rechtskundigen seines persönlichen Vertrauens suchen. Unleugbar aber bleibt doch die Tatsache, daß sich in der aufgezeigten Entwicklung bedeutende Perspektiven für die Zukunft abzeichnen.

Aus Gründen der Sicherung der eigenen individuellen und gesellschaftlichen Existenz muß diese neue Gesellschaft auch danach streben, die Gewalttätigkeit des Systems zu überwinden. Auch hier sind Anzeichen vorhanden, die nicht übersehen werden können. Fälle, wie Schukow, Bulganin u. a., vor allem aber der des Dichters Boris Pasternak, wirken auf uns immer noch schockierend, sie muten aber, gemessen an früheren blutigen Vorgängen bei ähnlichen Anlässen, geradezu harmlos an.

Daß auch die Führung von heute Wert darauf legt, im Volke die Meinung zu verbreiten, daß es mit der Gewalttätigkeit vorbei ist, hat der Stellvertretende Ministerpräsident Mikojan angedeutet, als er vor einiger Zeit in einer Rede darauf hinwies, daß außerordentliche Entwicklungsphasen die Anwendung von Gewalt notwendig machen. Damit sollte wohl nicht mehr und nicht weniger gesagt werden, als daß diese außerordentlichen Phasen vorüber sind. Die Hoffnung darauf, daß in dieser Beziehung eines Tages ein großangelegter humaner Zug des russischen Gemütes zum Durchbruch kommt, erweckt der sowjetische Dichter Michail Scholochow, der die Schilderung der Gewalttätigkeit der Revolution in seinem Buch „Der stille Don" mit diesem Wort abschließt:

> In diesen Jahren der Unruhe und der Sünde
> beschuldige niemand seinen Nächsten.

Freilich müssen wir auch darauf gefaßt sein, daß eine dialektische Umkehr eintreten kann, wenn die kommunistische Führung das angesichts veränderter Bedingungen für notwendig hält. Nicht zuletzt wird die Richtung der Entwicklung von dem Verhältnis Ost-West abhängen. Neben den großen politischen spielen da sehr diffizile Fragen eine große Rolle, wie der Fall Pasternak gezeigt hat.

Als wir in der Moskauer Metro-Station „Komsomolskaja" standen und die ebenso verschwenderische wie kitschige Stuckpracht betrachteten, vermochte ich die ironische Bemerkung nicht zu unterdrücken: „Wenn hier einmal die Patina von hundert Jahren darauf liegt, kann man das von österreichischem Barock nicht mehr unterscheiden." Gleichzeitig erinnerte ich mich an die Ostberliner Stalin-Allee, deren neue Wohnhausbauten bei mir den Eindruck steingewordener Erinnerung an Großmutters Häkelschatulle hervorgerufen hatte. Es ist für den westlichen Geschmack tatsächlich nicht leicht, mit dem Stil fertig zu werden, den man in der östlichen Welt den „Sozialistischen Realismus" nennt, und der bei uns eher Bilder der längst überwundenen Epoche bürgerlicher Verspieltheit und verlogener bürgerlicher Repräsentation hervorruft.
Nun hatte sich diese Begegnung mit den Prachtexemplaren der Moskauer Metro-Station am ersten Tag meines Aufenthaltes ereignet und ich war voll der Voreingenommenheit, die jeder zwangsläufig haben muß, wenn er diesen Stil nur außerhalb seines russischen Gesamtzusammenhanges kennengelernt hat. Nach der Betrachtung der historischen Bauten in Moskau und Leningrad, dem Besuch der großen landwirtschaftlichen Ausstellung in Moskau und der Moskauer Tretjakow-Galerie war mir dieser Stil verständlich geworden, er wurde mir vertrauter, da ich glaubte, die Wurzeln erkannt zu haben, von denen aus er seine Impulse empfangen hatte. Nicht etwa, daß ich hätte vergessen können, daß man hier gebaut und gemalt hatte, wie es den erzieherischen Absichten des Systems und seinem überdimensionalen Repräsentationsbedürfnis entsprach. Aber mir schien immerhin klar geworden zu sein, daß dieser Stil bezie-

hungsweise dieses Stilgemisch nichts Willkürliches ist, sondern sich vielmehr aus der russischen Vergangenheit und der russischen Umwelt herleiten läßt. Meine folgenden Ausführungen können und wollen nicht im kunst- beziehungsweise stilgeschichtlichen Sinn aufgefaßt werden. Sie sind der Versuch, vom persönlichen Erleben her das Phänomen des „Sozialistischen Realismus", der ein kennzeichnender Zug im russischen Leben der Gegenwart ist, verständlich zu machen.

An den historischen Bauten Moskaus und Leningrads ist die durch die Jahrhunderte wirkende Wechselbeziehung verschiedener Stileinrichtungen abzulesen. Vor allem sind es die byzantinischen Einflüsse, die auf dem Weg über die Orthodoxie eingeströmt sind, die mit europäischen Einflüssen im Widerstreit liegen, sich gegenseitig durchdringen und sich überschneiden. Daneben kommen orientalische Formen zur Geltung, die von der Volkskunst jener kleineren Völker ihren Ausgang nehmen, die nach und nach unterworfen und dem russischen Reich einverleibt worden waren.
Wenn Moskau im Vergleich zu Leningrad auch einen weitaus östlicheren Eindruck macht, so sind auch dort die entscheidenden westeuropäischen Einflüsse offensichtlich. Typisch dafür sind etwa die Zinnen der Kremlmauern, die von italienischen Baumeistern aus Norditalien hierher verpflanzt worden sind. Während die in die Augen springenden neuen Bauten des Kreml aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, insbesondere das große Kreml-Palais und die Rüstkammer mit ihrer klassizistischen Empire-Fassade, unverkennbar westeuropäischer Herkunft sind, konnte ich hinter der Erzengelkathedrale die Fassade eines der älteren Kreml-Palais betrachten, wo das eigenständig Russische, das sich vom byzantinischen Einfluß herleitet, durchgebrochen ist und die Gliederung der Fassade nur mehr Variation der ursprünglich europäischen barocken

Form ist. Die Basiliuskathedrale auf dem Roten Platz in Moskau, die in der Mitte des 16. Jahrhunderts gebaut wurde, ist der reine Ausdruck dessen, was die russische Kunstgeschichte den Moskowitischen Reichsstil nennt. So sichtbar der westeuropäische Stileinfluß auch ist, er tritt bei weitem nicht in dem Maße in Erscheinung, wie das mit Peter dem Großen eintritt und anhält. Erst im ausgehenden 19. Jahrhundert, das auf allen Lebens- und Geistesgebieten den großen vorrevolutionären Gärungsprozeß bringt, treten die eigentümlichen Stilelemente wieder stärker hervor. Der Bjelorussische Bahnhof in Moskau mit seinem pagodenhaften Turmaufbau scheint mir ein typisches Beispiel dafür zu sein.

Das Gesicht Leningrads trägt die Handschrift seines Gründers Peter des Großen, und dies ist eine europäische Handschrift. Diese Stadt, auf 110 Inseln erbaut, durchzogen von den Wasserläufen der Newamündung, die von mehr als 600 Brücken überspannt werden, atmet die Offenheit des Meeres und trägt den Stempel der großzügigen Noblesse des weltweiten Geistes ihres Gründers. Es ist keine Schmeichelei, wenn sie von bedeutenden Reiseschriftstellern der Vergangenheit als eine der schönsten Städte Europas bezeichnet worden ist.

Deutliche Spurenelemente des typisch Russischen sind auch hier abzulesen, aber sie sind ganz und gar aufgegangen in den Merkmalen des westeuropäischen Barock und Klassizismus. Wenn auch als typisches Bauwerk des russischen Rokoko bezeichnet, so gleicht die herrliche, blaßblau und weiß getünchte Fassade der Smolnykirche doch ihren westeuropäischen Schwestern des späten Barock. Ähnliches gilt vom Winterpalais, dessen langgestreckte, edelgegliederte Fassade sich in den Wassern der Newa spiegelt und dessen Hauptfront den Palastplatz begrenzt, der in seiner Weiträumigkeit mit der Alexandersäule im Mittelpunkt und dem sanften Oval des alten Generalstabs-

gebäudes, ohne reale Ähnlichkeit doch an den Petersplatz in Rom erinnert.
Typisch ist die Gedächtniskirche, die an das Attentat auf Zar Alexander II. erinnert, eines der wenigen Bauwerke in Leningrad, das einen daran gemahnt, daß man sich an der Schnittlinie fremder Welten befindet. Sie wurde, dem moskowitischen Reichsstil nachempfunden, im ausgehenden 19. Jahrhundert erbaut. Es handelt sich um einen aus den geistigen Impulsen des Nationalgedankens kommenden Stilversuch, der in unserer Neugotik ein europäisches Gegenstück hat.

Alle diese Elemente finden sich in dem imperialen Repräsentationsstil wieder, den man heute den „Sozialistischen Realismus" nennt. Man begegnet ihm aber nicht nur bei den eigentlichen Prunk- und Repräsentationsbauten, wie der Moskauer Universität und dem Außenministerium, sondern auch bei den Zweckbauten, wie Hotels und Wohnhäusern. Die Stilelemente der russischen Vergangenheit allein aber würden noch nicht den Schlüssel zu diesem Stil der Sowjets liefern. Die eigentlichen Wesenslinien dieses Stils glaubte ich erst zu erkennen, als ich die große Landwirtschaftsausstellung in Moskau besucht habe. Hier haben alle Unions-Republiken ihre eigenen ständigen Ausstellungshallen in dem ihnen gemäßen Stil errichtet. Hier erst, wenn man die Gebäude der Usbeken, Tataren, Georgier usw. sieht, die zum Teil tief ins Orientalische hineinreichen, wird einem klar, aus wie vielen Quellen dieser neue Stil gespeist ist, der seinem Namen nicht entspricht, weil er weder mit Sozialismus noch Realismus etwas zu tun hat.

Das läßt diesen Stil aus dem Raum heraus verstehen, ändert aber nichts an der Tatsache, daß er dem politischen Willen der Stalinschen Ära sein Entstehen verdankt. Die Frage, ob die Überwindung dieser Stalinschen Ära mit dem berühmtgewor-

denen 20. Kongreß der sowjetischen KP tatsächlich eingeleitet wurde, läßt sich heute weniger denn je beantworten. Damit im Zusammenhang müßte die Frage gestellt werden, ob sich auch in der Kunst eine Umorientierung anbahnt. Im Baustil ist ein Zug zur Sachlichkeit zweifelsohne feststellbar. Wir haben in Moskau einen neuen Kinobau gesehen, der ebensogut in Westeuropa oder in den USA stehen könnte. Die neuen Wohnbauten in Moskau zeigen schlichte, zweckmäßige Fassaden, ohne den bisher üblichen Schmuck und die pompösen Eskapaden, die neuen Moskauer Metro-Bahnhöfe sind schlicht und zweckmäßig in einer kühlen Sachlichkeit gehalten. Dies sind sicher Ansätze zu einer Umkehr des Baustils in der Sowjetunion. Ob die Umkehr fortschreitet, kann noch nicht gesagt werden.

Die bis zum hypermodernen Exzeß reichende Kunst der Nachrevolutionszeit ist aus dem sowjetischen Leben unter Stalin verbannt worden, was damals sehr viele intellektuelle Parteigänger des Kommunismus nicht nur in Rußland, sondern vor allem in der westlichen Welt schockiert hat. Ob dieser Eingriff in die Kunst sich vielleicht sogar positiv auswirkt, wenn tatsächlich eine Versachlichung von den neuen Ansatzpunkten ausgeht, die im Baustil sichtbar werden (positiv deswegen, weil der künstlerische Gärungsprozeß ganz in das Innere des Künstlers verlagert worden ist), bleibt eine offene Frage.

Daß diese durch politische und ideologische Maßnahmen errungene Stilrichtung ins politische Konzept paßte und den breiten Massen des Volkes entgegenkommt, konnte ich nicht nur in den Gesichtern der zahlreichen Museumsbesucher ablesen, sondern auch an dem spontanen Beifall für das konservative, naturalistische Bühnenbild bei der bereits erwähnten „Schwanensee"-Aufführung in Leningrad. Daß allerdings auch starke traditionelle, ja religiöse Züge in diesem Stil der neuen Machthaber sich ausdrückten, möchte ich an einem kleinen Bei-

spiel aufzeigen. Auf allen Sportanlagen befinden sich zahlreiche Plastiken, die das Spiel verherrlichen und verschiedene Sportarten symbolisieren. Man wird vergeblich nach der Darstellung eines nackten Menschen suchen. Alle diese marmornen, gipsernen, granitenen Gestalten sind mit einer Schwimmhose, einem Röckchen bekleidet. Dieser Umstand verleitet westliche Beobachter immer wieder zu spöttischen Bemerkungen. Sie vergessen jedoch, daß hier die uralte Feindschaft der Orthodoxie gegen die Darstellung des nackten Menschen wirksam ist.

Eindringlicher noch als in der Architektur wird die russische Tradition in der Malerei deutlich. Nach dem Besuch in der Moskauer Tretjakow-Galerie, die einen umfassenden Überblick über die russische Malerei bietet, hatte sich mir wie von selbst die Erklärung dafür angeboten, warum die gegenwärtige russische Malerei gar nicht anders sein kann, als sie ist, nachdem der Bolschewismus sich für die russische Tradition, für den Patriotismus entschieden hatte. Was heute als „Sozialistischer Realismus" in der russischen Malerei bezeichnet wird, darf man als einen direkten Nachkommen der „Genossenschaft für Wanderausstellungen" bezeichnen, die 1870 gegründet wurde. Die Forderung nach volksnaher Kunst ist keine Erfindung der bolschewistischen, sondern vielmehr eine solche der geistigen Wegbereiter des Aufstandes gegen den Zarismus im 19. Jahrhundert. Das Prinzip „Das Schöne — das ist das Leben" und die Forderung, die Kunst habe das Leben nicht nur zu schildern, sondern auch zu erklären und seine dunklen Seiten zu verdammen, wurde nicht von einem kommunistischen Programmatiker formuliert, sondern von Tschernyschewski im Jahre 1855.

Die europäische Kunst kannte seit der Romantik neben dem Ringen um den Inhalt auch ein solches um die Form. Der christlich-katholische Raum war weit genug, diesem Ringen freie Entfaltung zu gewähren. Ganz anders der christlich-orthodoxe

Bereich. Die unmittelbar vom byzantinischen Stil abgeleitete Ikonenmalerei kennt keinen Stilwandel. Die russische Porträtmalerei des 18. Jahrhunderts trägt rein europäische Züge.

Im 19. Jahrhundert endlich treten starke russische Malerpersönlichkeiten hervor. Während aber die europäische Malerei sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in stärkerem Maße der Auseinandersetzung mit dem Form- und Farbproblem zuwendet, konzentriert sich die tonangebende russische Malerei auf das Thema, auf die Aussage.

Bereits der russische Kritiker Belinski forderte 1843 „nicht das Lebensideal, sondern das Leben, wie es ist" darzustellen und ruft den Malern zu: „Nehmt den Inhalt für eure Gemälde in der euch umgebenden Wirklichkeit und schmückt sie nicht aus, sondern schildert sie so, wie sie tatsächlich ist, betrachtet sie aus der lebendigen Gegenwart."

Genau wie die russische Literatur, wendet sich die russische Malerei in gesteigertem Maße sozial- und gesellschaftskritischen Themen zu, wird zu einem wichtigen Teil jenes vorrevolutionären geistigen Gärungsprozesses, der die Basis des absoluten Systems der Zarenherrschaft aushöhlte und schließlich zum Einsturz brachte. Es ist eine Kunst im Dienste eines bewußten gesellschaftlichen Wandlungsprozesses, in dem kein Platz mehr ist für die Kunst um der Kunst willen. Stärksten Ausdruck findet diese Richtung schließlich in der Programmatik der „Genossenschaft für Wanderausstellungen".

In den Vordergrund treten thematisch: die Kritik an der Kirche (Perow), Darstellung sozialer Themen (Newrew, Pukirew), das Schicksal der politischen Sträflinge (Jakobi, Jaroschenko), die Volksfeindlichkeit der Bürokratie (Buschanow), die Entdeckung des industriellen Milieus und des Industriearbeiters für die künstlerische Darstellung (Sawitzki), das Elend auf dem Lande (Massojedow).

Neben die sozial- und gesellschaftskritischen Themenkreise

tritt jener der russischen Geschichte, wobei eine starke Betonung auf die Rolle, die das einfache Volk gespielt hat, gelegt wird. Hier sind beispielhaft vor allem zu nennen Ge und Surikow.

Die starke Verwurzelung der russischen Malerei im geistig-politischen Geschehen jener Zeit wird vielleicht am deutlichsten, wenn man Briefstellen von zwei der bedeutendsten Maler jener Zeit zitiert. Kramskoi kommentiert sein Bild „Wald-
Wahre und Schöne im Leben, vor allem aber an die Freiheit
Brief über sein Schaffen von seinem Glauben „an das Gute,
bedeutendste russische Künstler seiner Zeit, spricht in einem
hüter": „Meine Studie mit der durchschossenen Mütze sollte der Idee nach eine jener Typen darstellen, die vieles von der sozialen und politischen Struktur des Volkslebens mit ihrem Verstand begreifen und in denen sich eine an Haß grenzende Unzufriedenheit tief eingenistet hat." Und Repin, wohl der
und den Kampf gegen die Lüge, die Gewalt, die Ausbeutung und alle Vorurteile".

Die Malerei des „Sozialistischen Realismus" ist nur von dorther zu verstehen. Im Formalen hält man an der Forderung nach volksnaher, realistischer, verständlicher Darstellung fest, die Thematik ist jener von damals nahe verwandt, die erzieherische Zielsetzung steht damals und heute im Vordergrund: Patriotische Verherrlichung und Begebenheiten des Alltags. Was damals aber ein echter Aufbruch gewesen ist, der Protest gegen die Unterdrückung, ist heute verflacht und verkrampft. Das Pathos eines humanen, nationalen und sozialen Fortschritts, das jene Maler mit dem Bewußtsein erfüllt hat, Wegbereiter einer großen Zukunft zu sein, ist dahin. Die heutigen dürfen gewissermaßen nur mehr malerisch feststellen, daß alles in bester Ordnung ist. Das revolutionäre Element als lebendige Befruchtung ist erstickt. Deshalb vor allem stehen wir so verständnislos vor dieser Malerei des heutigen Rußland. Wir ver-

mögen zwar ihre Wurzeln zu erkennen, aber sie selbst drängt uns die Wahrheit auf, daß das 20. Jahrhundert nicht das 19. ist und daß daran kein politisches System etwas ändern kann.

Welch ein himmelhoher Unterschied offenbart sich dort, wo von der programmatischen Thematik abgegangen wird. Wie zart, voll Atmosphäre und Poesie ist etwa die „Mondnacht" von Kramskoi und welch schreiender Kitsch das rosafarbene nackte Mädchen, das vor einer ärmlichen Hütte den Frühling darstellen soll, wie das ein sowjetischer Maler zusammenkrampft, um volksnah zu sein.

Wohin aber die bewußte Verleugnung jeder modernen Problematik in der Kunst führt, was aus dem Zwang zur „Verständlichkeit für das ganze Volk" werden kann, zeigen uns viele der Fresken, die man allerorten in der Sowjetunion findet. Das hat meist mit naiver Volksnähe nichts mehr zu tun, sondern gleitet oft in einen nicht mehr zu unterbietenden Primitivismus ab.

Hier scheint das Dilemma offenbar zu werden. Es gibt keine befruchtende Wechselwirkung mehr zwischen Ideologie und Kunst. Die Kunst hat keine Chancen mehr, die Ideologie zu befruchten, vielmehr wird sie von der Ideologie dirigiert.

Während in der Architektur neue Ansätze sichtbar werden, ist dies in der Malerei nicht der Fall. Welchen Weg die russische Kunst gehen wird, bleibt eine offene Frage. Sicher aber ist, daß sich auch an dieser Entwicklung wird ablesen lassen, wie sich das Verhältnis zwischen Ost und West gestalten wird.

Wenngleich die Eindrücke, die man in Museen und Kunstausstellungen gewinnt, vermuten lassen, daß sich die sowjetische Malerei in einer ausweglosen Situation befindet, eröffnete überraschenderweise der Besuch in einem Pionierhaus in Saratow erfreulichere Perspektiven. Was dort junge Talente zur Schau gestellt hatten, ließ vielfach Parallelen zu westlicher

Kunstauffassung erkennen. Die klare, einfache Linienführung dieser Bilder offenbarte einen Gegensatz zu den sonst üblichen Kunstprodukten, der einfach nicht übersehen werden konnte. Es wäre gewagt, diese Tatsache ausschließlich mit den unzweifelhaft liberalisierten Lebensumständen, die sich nach Stalins Tod ergaben, zu erklären. Feststehen dürfte jedoch, daß auch die russische Kunst in dem Maße an Bedeutung gewinnt, in dem sie sich frei und ungehemmt kommunizierend mit der Welt außerhalb der Grenzen der UdSSR entwickeln kann.

Wenn wir den Schilderungen unserer unmittelbaren Begegnung mit der sowjetischen Welt auch eine solche literarischer Art einfügen, so hat das seinen guten Grund. Auf welchem Gebiete sollte sich die „Periode des Tauwetters“ nach Stalins Tod besser ablesen lassen als auf dem literarischen, war doch gerade die Literatur seit Anfang der dreißiger Jahre der geistigen Reglementierung des Stalinschen Kurses in solchem Maße ausgesetzt, daß mehrere hervorragende russische Dichter keinen anderen Ausweg fanden als den Selbstmord, während andere erschossen oder eingekerkert wurden. Zudem war es verlockend, eigene Eindrücke an einem literarischen Zeugnis zu überprüfen, an dem sich der Streit der Meinungen eben entzündet hatte, wie an dem Roman „Dr. Schiwago“ von Boris Pasternak. Hier interessiert uns die Frage, was dieser Roman politisch aussagt. Dieser „Dr. Schiwago“ — Autor Boris Pasternak scheint uns mehr zu sein als ein individuelles Phänomen, wenngleich das schon genug wäre für einen schöpferischen Menschen, der es am Beginn des fünften Jahrzehnts totalitärer Macht wagt, offen und vorbehaltlos eine Schilderung jener revolutionären Ereignisse zu geben, die von den Machthabern zum Mythos gemacht wurden, der dem System eine Art dauernder Weihe geben soll.

Die turbulente Diskussion, die sich an diesem Werk in Ost und West entzündet hat, ist symptomatisch für unsere Zeit, sie war in beiden Himmelsrichtungen entlarvend. Einem deutschen Journalisten gegenüber hat Pasternak gesagt: „Ich bedauere nicht, daß mein Roman im Westen erschienen ist, aber ich bedauere den Lärm, der jetzt um mein Buch gemacht wird.“ Der Lärm ist es vor allem, der dieses Buch in ein schiefes

Licht gebracht hat, der Lärm aber ist es auch, der die Befriedung dieser unruhevollen Zeit immer wieder unmöglich macht. Sagt einer „Ja", so brüllt eine ganze Meute ihr „Nein" dagegen und umgekehrt. Wenige nur sind bereit, das „Ja" und „Nein" zu wägen und einen Weg zu suchen. Das hat auf der einen Seite zum Nobelpreis für und auf der anderen Seite zum Bannfluch gegen Pasternak geführt.

Der Roman ist keine ideologische Auseinandersetzung mit dem sowjetischen System, er ist auch kein Angriff auf dieses. Worin die meisten westlichen Kritiker und Kommentatoren beides sehen wollten, entbehrt jeder aggressiven Absicht, ist aber vom Standort des sowjetischen Systems her gesehen, mehr als das. Die Revolution, von ihren Initiatoren und gegenwärtigen Machtträgern als eine auf Dauer geplante Umgestaltung der Welt angelegt, wird als zeitbedingt, als Durchgangsphase dargestellt. Ihr gegenüber steht die menschliche Persönlichkeit als das wahrhaft Dauernde.
Nicht der apodiktische Wille, die Welt zu verbessern und bessere Verhältnisse zu schaffen, den Menschen zum Guten zu zwingen, ist dem Menschen gemäß, sondern „ein naives, schüchternes Anerbieten: Wollt ihr auf eine vollkommen neue Weise leben, wollt ihr Beseeligung des Geistes?", wie es mit den Evangelien geschehen war, die dem Menschen die Freiheit der Entscheidung gelassen haben.
Im Christentum sieht Pasternak das entscheidende Ereignis für den Menschen, auch für den des 20. Jahrhunderts, weil sich von dort die Freiheit der Persönlichkeit herleitet. „Gerade das Christentum, das Mysterium der Persönlichkeit ist es aber, das jedem Faktum beigefügt werden muß, um ihm seine Bedeutung für den Mesnchen zu geben." Aus dieser Auffassung von der Freiheit christlicher Persönlichkeit ergibt sich selbstverständlich der unüberbrückbare Gegensatz zum Kollektiv.

Ein Satz wie dieser: „Das Heil liegt nicht in der Treue zur Uniform, sondern in der Befreiung von ihr“, kann nicht nur äußerlich aufgefaßt werden. Er weist den Autor nicht nur als Zivilisten im tieferen Sinne aus, sondern ist, symbolisch zu verstehen, als Absage an die geistige Uniformität zu begreifen.

Wie erlebt nun ein Mensch mit solchem schicksalbestimmenden inneren Schwerpunkt außerordentliche geschichtliche Vorgänge? Er nimmt sie als natürliche Gegebenheiten hin, ohne sich gegen sie aufzulehnen, weil er von der Überzeugung erfüllt ist, daß die Elemente ihrer Überwindung naturgegeben sind. „Alles war zur gleichen Zeit willkürlich und doch unabwendbar, von der Wirklichkeit auferlegt, eine jähe tiefe Erschütterung.“ Weder im Negativen noch im Positiven kann ein solcher Mensch Aktivist sein, er versucht vielmehr, sich zu den Werten zu retten, an deren Bestand er glaubt. Während die Revolution das Land erschütterte, zieht Dr. Schiwago mit seiner Familie in den abgelegenen Flecken Warykino und ergibt sich mit den Seinen der Lektüre Tolstojs, Stendhals, Dickens' und Kleists. Seine Sorge ist die Bewahrung: „Unerhörte, nie dagewesene Dinge bereiten sich vor. Ehe es über uns hereinbricht möchte ich euch und mir wünschen . . . daß wir einander nicht aus den Augen verlieren und daß wir uns selbst nicht verlieren.“

„Das Rätsel des Lebens, das Rätsel des Todes, der Zauber des Genius, der Zauber der Nacktheit, das alles haben wir verstanden. Was aber die kleinlichen Geschäfte der Welt, die Umgestaltung des Erdballes etwa, anbelangt, so müssen wir bedauern, daß sie unsere Sache nicht sind.“ Das ist eine Äußerung, in der sich die Tragik der menschlichen Persönlichkeit offenbart, wenn sie sich dem Allgemeinen entfremdet. Hier mündet der Weg des einzelnen in die Vereinsamung, die menschliche Existenz weist eine Bruchlinie auf. Die Verabso-

lutierung der Fähigkeit des Menschen, die Welt zu gestalten, aber auch umzugestalten durch das System, führt zur Negation bei Pasternak („... die Umgestaltung des Erdballes etwa ... unsere Sache nicht sind"), den der geistige Druck der Gegenwart über die eigene christliche Linie treibt; denn auch der christliche Auftrag heißt, der Mensch solle sich die Erde untertan machen.
Es ist eben nicht nur ein ergreifender Umstand, daß nach vierzig Jahren sowjetischer Herrschaft eine geistige Persönlichkeit solchen Zuschnitts ungebrochen vor die Öffentlichkeit tritt, man wird manche Überspitzung des Individualistischen dem kollektiven Druck zugute halten müssen, der auf diesem Geist und auf dieser Seele gelastet hat. Neben dem billigen Beifall, den der „Dr. Schiwago" im Westen erhält, wird sich daher auch dort Skepsis zu Wort melden müssen, wo Pasternaks Standort überindividualistisch ist. Pasternaks oft zutage tretende Überspitzung des Individualismus wird im Westen vor allem bei denen skeptisch aufgenommen werden, die nicht bereit sind, die Augen vor der Tatsache zu verschließen, daß auch unsere säkularisierte Welt immer mehr kollektive Züge annimmt.

Daß Pasternaks Standort auf die Gegnerschaft des sowjetischen Systems stoßen mußte, ist eine Selbstverständlichkeit: denn dieses System ist ja gerade darauf gerichtet, den Menschen und seine Umwelt total zu beanspruchen und zu verwandeln.

Die Weite des geistigen Weltbildes Pasternaks bedingt seine Definition der russischen Revolution und ihrer ideologischen und gesellschaftlichen Bedingungen als ein Ereignis von wesentlichem Gewicht. Wenn sie für ihn, wie jede andere Phase des Weltenablaufes auch vordergründig bleibt und er sich von den Ereignissen nicht fortreißen läßt, so übersieht er doch das Geschehen in seinen markanten Konturen und in seiner Zwangsläufigkeit.

Die Revolution von 1917 war „nicht die idealisierte der Studenten des Jahres 1905, sondern die jetzige, blutige, die vom Kriege geborene, die auf nichts Rücksicht nahm! Sie wurde von den Bolschewiki gelenkt, die allein fähig waren, den Sinn dieses Sturzes zu begreifen". Ebenso wie er die Rolle der Bolschewiki richtig einordnet, zeichnet er die Linien, die zur Revolution geführt haben, folgerichtig nach. Er charakterisiert die Defektheit und Dekadenz der oberen Schichten des zaristischen Rußland, ihre spielerische von der herrschenden Macht erborgte Originalität des Lebens und des Denkens, um zu folgern: „Aber seit die unteren Schichten sich erhoben und man die Privilegien der Gesellschaft abgeschafft hatte, verblaßte das alles sehr schnell, ohne Bedauern schien man auf die Selbständigkeit des Denkens zu verzichten."

Demgegenüber charakterisiert er die inneren Antriebskräfte der Revolutionäre und ihr Verhältnis zur Bevölkerung: „Wir hingegen betrachteten das Leben als einen Feldzug; für jene, die wir liebten, haben wir Berge versetzt. Und obwohl wir ihnen nichts gebracht haben als Not und Kummer, haben wir sie nicht gekränkt, weil wir noch größere Märtyrer waren als sie." Hier wird auf die Selbstlosigkeit und die lauteren Absichten der Revolutionsführer hingewiesen. Man wird in diesem Satz aber besonders das Wort „gekränkt" beachten müssen. Die Bedeutung dieses „den Menschen nicht kränken" ist ein wesentliches Symptom des Fortschrittes in der russischen Vorstellungswelt. Es ist in diesem Zusammenhang wichtig, daran zu erinnern, daß die Knute als Symbol der zaristischen Macht von der Revolution abgeschafft worden ist. Für das westliche Denken ist die Bedeutung dieser Tatsache deshalb so schwer zu begreifen, weil sie sich vor dem Hintergrund der Ausbildung perfektionierter Methoden, den Menschen zu quälen, vollzogen hat. Dennoch scheint sie mir von außerordentlicher Wichtigkeit zu sein.

Die Revolution kommt nicht von ungefähr, sie ist eine Folge der Aufstände und geistigen Strömungen des 19. Jahrhunderts. Dieser vergeblich gebliebene Aufruhr gegen die ungerechte Ordnung „hat einer in sich aufgenommen und allgemeingültig zum Ausdruck gebracht, Lenin, um als personifizierter Rachegeist für alles, was geschah, über die Vergangenheit herzufallen".

Den durchaus russischen Charakter dieser Revolution umschreibt der Autor mit diesem Satz: „Man räumt in aller Öffentlichkeit mit einer jahrhundertealten Ungerechtigkeit auf, vor der sich jedermann ehrfürchtig dienernd bis zur Erde hinabbeugt. In dieser Art, die Dinge rücksichtslos bis zum Ende voranzutreiben, liegt etwas Ur-Russisches, das unserem Wesen von jeher vertraut ist."

„Bald würden die schrecklichen, schicksalhaften Stunden der Revolution kommen —, doch diese Revolution würde zweifellos am Ende ihre wahre Größe zeigen." Das Ziel der Entwicklung wird klar umschrieben: „Es ist müßig, bei Ereignissen von zyklopischem Ausmaß nach Ursache und Wirkung zu fragen. Auch ich glaube, daß es Rußland bestimmt ist, das erste sozialistische Reich seit dem Bestehen der Welt zu werden."

Die ideologische Grundlage der Revolution läßt Pasternak als aus ihrer Zeit bedingt wirkende historische Kraft gelten. „Der Marxismus entdeckte die Wurzel des Übels und das Mittel zu ihrer Heilung. So ist er zur machtvoll bewegenden Kraft des Jahrhunderts geworden." Er weist aber den Anspruch des Marxismus, als Wissenschaft zu gelten, ab, weil dieser „zu wenig Selbstbeherrschung hat. Die Wissenschaften sind für gewöhnlich ausgeglichener und gerechter. Ich kenne keine geistige Bewegung, die mehr auf sich selber bezogen und weiter entfernt von den Tatsachen wäre als der Marxismus."

Ist Pasternaks Idee von der freien christlichen Persönlichkeit eine Kluft zwischen ihm und den sowjetischen Machthabern,

so öffnet sich hier die zweite. Denn den Machthabern ist ja der Marxismus nicht nur „die bewegende Kraft des Jahrhunderts", sondern eine säkularisierte Religion mit dauernder Gültigkeit. Von der menschlichen Persönlichkeit her setzt Pasternaks kritische Diagnose ein. Von ihrem Ausgangspunkt aus sieht er sie, „als die Revolution noch wie ein vom Himmel auf die Erde herabgestiegener Gott war... das Leben eines jeden noch für sich selber existierte, nicht aber als Bestätigung und Rechtfertigung der höheren Politik", und von hier aus durchschaut er ihren Apparat und ihren Mechanismus.

Pasternak ist als Diagnostiker dieser Zeit zu überlegen, als daß er übersehen könnte, daß die Entartungen der Ideen und Systeme keine spezielle Sache des Bolschewismus sind, sondern solche des Zeitgeistes. „Das Hauptelend, die Wurzel des kommenden Bösen, war der Verlust des Glaubens an den Wert der eigenen Meinung. Man bildete sich ein, daß die Zeit, da man den Eingebungen des sittlichen Empfindens folgte, vorüber sei. Jetzt muß man sich dem Gleichschritt anpassen und sich nach den Regeln der Gemeinschaft einrichten. Die Tyrannei der Phrase nahm immer mehr zu. Erst waren es monarchistische Ideen, nun sind es revolutionäre."
Eine der tragischesten Seiten jedes totalen Systems — wir kennen es aus europäischer Erfahrung — ist das Versagen der Intellektuellen, die dem Sog nicht nur nachgeben: „Der Unfreie pflegt immer seine Unfreiheit zu idealisieren", sondern vielmehr zur eigenen Rechtfertigung einen Schritt weitergehen. Pasternak charakterisiert den „politischen Mystizismus der sowjetischen Intellektuellen, den diese für ihre große Errungenschaft und für den geistigen Überbau der Epoche hielten..."

Die Phrase, die den Menschen in eine Trance versetzt, wird zu einer zwangsläufigen Folge der Revolution: „Diese Dumm-

heit und diese Schläue gaben einander nichts nach. Und das alles ergoß sich in einen Wortschwall jener verlogenen, überflüssigen und hohlen Beredsamkeit, von der sich das wahre Leben so gerne befreien möchte", schildert Pasternak eine Versammlungsrede.

Die stehenden Phrasen, wie „Morgenröte der Zukunft", „Aufbau einer neuen Welt", „Leuchten der Zukunft", verleiten dazu, sie als „breitwürfige, grandiose Phantasie und Reichtum zu nehmen. Aber wenn man jedoch näher zusieht, stellt sich heraus, daß die hochtrabenden Worte nichts sind als ein Mangel an Begabung". Besonders schmerzt es Pasternak, daß diese Phraseologie sich vom russischen Wesensgrund entfernt. Er meint, Puschkin, Tschechow, Gogol, Tolstoj u. a. hätten ähnliche auf die letzten Ziele gerichtete Ideen gehabt, aber „sie hätten ihren Ideen nie auf so unbescheidene Weise Ausdruck verliehen".

Die Menschen reagieren in einer solchen Atmosphäre folgerichtig: „Die Mehrzahl der Menschen ist heutzutage zu dauernder, bis zum System perfektionierter Heuchelei gezwungen. Ohne Folgen für die Gesundheit kann man nicht Tag für Tag genau das Gegenteil von dem tun, was man empfindet."

Das Ziel dieser Methode der Vereinfachung, der Einseitigkeit in Erziehung und Propaganda, die ja bis hinein reichen in die Stilisierung sowjetischer diplomatischer Dokumente, ist die Schaffung eines neuen Menschentyps, bei dem „das lebendige Menschenantlitz zu einer Perfektion, zu einem Prinzip, zu einer Idee geworden ist", als „eine Auswirkung jener Mächte, deren Gewalt (er) sich ausgeliefert hatte, erhabene Mächte, aber todbringende und erbarmungsloser . . ." Diese Entwicklung ist wider die Natur des Menschen, denn „ein Mensch, der nur noch als Vertreter eines bestimmten Typus angesehen werden kann, ist am Ende".

Diesen Typus aber brauchen die Machthaber, ihm müssen sie

die permanente Revolution vortäuschen, um ihn nicht mehr zu sich selbst kommen zu lassen. Daher „hat sich herausgestellt, daß die Führer der Revolution nichts auf der Welt so sehr lieben wie das Chaos und den dauernden gewaltsamen Wechsel ... Der Aufbau neuer Welten und die Periode des Überganges dienen ihnen als Selbstzweck".

Der Ursprung dieser Entwicklung ist etwas Gutes, Richtiges, aber sie führt zur Pervertierung des Einfachen und Großen: „Diese Gradlinigkeit hat etwas Verführerisches. Aber diese ursprünglichen Dinge behalten ihre Reinheit nur in den Köpfen ihres Schöpfers bis zum Tage ihrer Proklamation. Das Jesuitische in der Politik kehrt schon am nächsten Tage alles um."

Hier klingt Dostojewskijs „Großinquisitor" an, die tragische Beziehung von Idee und Wirklichkeit, die man natürlich nicht nur im Sinne des Verrates an der Idee (Jesus), sondern auch im Sinne der Verantwortung für die Massen, denen man die Last der Freiheit abnimmt (Großinquisitor) auslegen kann.

Pasternak läßt den sicher unüberbrückbaren Gegensatz von Ideologie und Realpolitik nicht gelten. Er entscheidet bitter: „Ich lasse gelten, daß Ihr die Fackel und die Befreier Rußlands seid, daß es ohne euch zugrunde gehen, in Armut und Unbildung ersticken würde — und dennoch geht ihr mich nichts an."

Pasternaks Buch hat manche unserer Eindrücke bestätigt: daß der Bolschewismus eine historische Aufgabe in Rußland erfüllt, daß er in seinen Tiefen verbunden ist mit der russischen Geschichte und Mentalität, daß er ein System gestürzt hat, das zum Sturze reif war. Es hat uns auch manches bestätigt, wovon wir schockiert waren: die Einseitigkeit, den Typus Mensch, der seine Existenz nur mehr aus der Ideologie herleitet — aber auch, daß Ansätze einer neuen Freiheit da sind, die „leise und unauffällig wächst wie das Gras".

Ohne ihm in allem folgen zu können, vermögen wir das Buch nur aufzufassen als die Schöpfung eines mutigen Menschen und eines freien Geistes. Wer das Buch unvoreingenommen liest, kann Pasternaks Bestürzung darüber verstehen, daß man es im Westen weithin als ein politisches Pamphlet, als eine Anklage der Sowjetgesellschaft bezeichnet.

Zu erwarten, daß dieses Buch mit seiner freimütigen Diagnose von den Machthabern oder von der sowjetischen Kritik unwidersprochen hätte bleiben können, ist nur ein Zeichen für den völligen Mangel an der Fähigkeit, das sowjetische System und die überaus dünnen Anzeichen seiner Auflockerung, die vom 20. Parteikongreß ausgegangen sind, zu erkennen und richtig zu werten. Was uns aber zutiefst berührt und was wir nicht anders denn als Entlarvung der gegenwärtigen Phase der sowjetischen Entwicklung auffassen können, ist die Tatsache, daß ein Buch, das trotz aller kritischen Einstellung die Grundlagen und die historische Berechtigung des sowjetischen Systems nicht in Frage stellt, in der UdSSR nicht erscheinen kann und damit der innerrussischen Diskussion entzogen wird. Man kann daraus keinen anderen Schluß ziehen, als den, daß sich das Sowjetsystem nach wie vor als säkularisierte Religion empfindet, als sakrosankt und jede Äußerung unterbindet, die die angestrebte Typisierung durchbrechen könnte.

Aber auch weiteste Kreise des Westens haben sich in der Diskussion um dieses Buch entlarvt: Sie haben sich am Geist dessen versündigt, für den einzutreten sie vorgaben. Sie sind respektlos über Pasternak hinweggegangen, über ihn, der die neue Freiheit wachsen sieht, leise und unauffällig wie das Gras, und haben sich seines Buches als einer Propagandaschalmei bemächtigt. Sie haben zu wenig davon gesprochen, daß dieses Phänomen Pasternak zuvorderst darin zu suchen ist, daß dieser Mensch seine Heimat liebt und um dieser Liebe willen geblieben ist, anstatt zu emigrieren, daß er den zahl-

losen intellektuellen Emigranten unserer Zeit ein Beispiel von der Pflicht des Geistes, auszuharren, gegeben hat, daß auch der geistige Mensch sich dem Schicksal seines Landes und Volkes nicht entziehen darf. Es ist zu wenig davon geredet worden, daß dieser Boris Pasternak „seinem Land und seiner Epoche dankbar ist, denn sein Werk und seine Kraft sind von dieser Epoche und diesem Land geformt worden". Man hat es vermieden, seine Anschauungen zur Diskussion im Westen zu stellen: daß „die russische Revolution und die von ihren Kräften bestimmte Entwicklung als eine Durchgangsphase der Weltgeschichte, als Vorstufe zur Geburt von etwas Neuem" ist, daß „der Russe eine andere Beziehung zu Besitz und Eigentum hat" wie der westliche Mensch; Anschauungen, mit denen im Westen sich auseinanderzusetzen fruchtbarer wäre, als eine geistige Leistung in das Prokrustesbett vorgefaßter Propagandathesen zu pressen.

Man war mutig auf Kosten Pasternaks, des mutigen Mannes, der in der Höhle des Löwen sitzt. Alles hatte so gut in den Kram gepaßt, daß man geflissentlich übersah, daß Pasternak seinen Roman schon lange dem sowjetischen Staatsverlag vorgelegt hatte, daß eine italienische Auflage bereits vorlag, große Zeitungen in aller Welt darüber berichteten, in verschiedenen Ländern Ausgaben vorbereitet wurden — ohne daß sich gegen Pasternak eine sowjetische Stimme erhoben hätte.

Erst die Verleihung des Nobelpreises hat die harte und unqualifizierbare Reaktion Moskaus ausgelöst. Wir unterstellen nicht, daß die Nobelpreis-Kommission eine politische Absicht mit der Verleihung des Preises verfolgt hat, aber es ist ein Symptom für die politische Desorientierung des Westens, nicht daran gedacht zu haben, daß diese Verleihung eine politische Reaktion auslösen mußte.

Wir halten es nicht mit denen, die den Nobelpreis ganz offen, im positiven Sinne gemeint, als Provokation gegenüber dem

Sowjetsystem kommentiert haben. Wir halten es mit Pasternak, der am Ende seines „Dr. Schiwago" sagt: „Der Sieg hatte nicht die Aufklärung und Befreiung gebracht, die sie erhofft hatten. Aber die Vorboten der Freiheit kündigten sich seit dem Ende des Krieges an. Sie bestimmten den historischen Ablauf der Nachkriegszeit."

Wer das Phänomen Boris Pasternak im richtigen Lichte sehen will, muß das große Epos der Donkosaken „Der stille Don" von Michail Scholochow kennen. Ganz anders geartet wie der „Dr. Schiwago" von Boris Pasternak ist es diesem an literarischer Qualität mindestens ebenbürtig, übertrifft es aber an innerer Spannung und explosiver Kraft. Pasternaks Buch ist, wie wir dargestellt haben, zwar kein antisowjetisches Buch, als das es von der westlichen Propaganda etikettiert worden ist, aber es ist eine Herausforderung an die Sowjetmacht in einem tieferen Sinne. Seine Auszeichnung mit dem Nobelpreis mußte in Moskau als eine Provokation empfunden werden. Erst wenn man Scholochows „Stillen Don" gelesen hat, wird man ermessen können, wie verletzend diese Provokation wirken mußte. Man hätte es in Moskau gern gesehen, wenn Scholochow mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet worden wäre. Dieses großartige Epos, das das Schicksal der Donkosaken vom Beginn des ersten Weltkrieges bis zur Niederringung ihres Aufstandes gegen das bolschewistische Regime Ende 1920 ohne Bruchlinie, voll innerer Dramatik und menschlicher Züge schildert, hätte diese hohe Auszeichnung ohne Zweifel auch verdient. So gesehen, war die Entscheidung für Pasternak, wenn auch nicht beabsichtigt, doch eine politische Entscheidung und ein Symptom dafür, in welchem Maße nichtpolitische Ereignisse möglicherweise politische Gegensätze verschärfen oder deren Entschärfung behindern können.

Scholochow steht auf seiten der Revolution, er bejaht das bolschewistische System. Aber er hat kein tendenziöses Buch geschrieben. Selbst dort, wo die Tönungen zugunsten der roten Seite gedämpfter, sanfter sind, kann man nicht von Schwarz-Weiß-Malerei sprechen. Er ist nicht standpunktlos, aber er wird der anderen Seite, ihren inneren soziologischen und menschlichen Antriebskräften gerecht. Er verdammt nicht, und er verherrlicht nicht: er schildert Menschen, denen ihre Zeit ihr Schicksal zumißt.

Pasternak sagt von der Revolution des Jahres 1917: „Sie wurde von den Bolschewiki gelenkt, die allein fähig waren, den Sinn dieses Sturzes zu begreifen." Immer wieder wird man bei der Lektüre des „Stillen Don" an dieses Wort erinnert, man könnte fast sagen, daß man erst bei Scholochow die Bestätigung dieses Wortes findet. Diese Revolution war keine machtvolle Hinwendung eines Volkes zu der neuen gesellschaftlichen Ordnung, kein politisches Bekenntnis im eigentlichen Sinn. Den dumpfen Drang nach besseren Verhältnissen, nebelhafte Vorstellungen, die in Schlagworten ihren Niederschlag fanden, wie „die Macht dem Volke", „eine gewählte Regierung", unbeantwortete Fragen „was wird mit Grund und Boden" wurden von den geschulten Agitatoren ohne große programmatische Phraseologie in den Strom der Revolution gelenkt. Die Bolschewiki waren es, die die unbestimmte Sehnsucht nach Neuem zu gestalten verstanden. Die Frage, wohin der Weg führen würde, blieb für das breite Volk, für die einfachen Bauern unbeantwortet.

Zu Hilfe kam den Bolschewiki die Richtungslosigkeit und die aus ihr resultierende Uneinigkeit der Gegenkräfte. Sie waren aufgespalten in verschiedensten Varianten, von den reaktionären Kadetten bis zu der Parole des Kosakenaufstandes „Gegen die Kommune, für die Sowjetmacht". In hunderten Einzelzügen, Begebenheiten und Gesprächen wer-

den diese Unter- und Hintergründe der Revolution bei Scholochow offenbar. Der wechselvolle Gang der Ereignisse wird immer wieder durch die Erbarmungslosigkeit des Bürgerkrieges bestimmt. Die Roten erschießen Kosaken, die den Weißen gedient haben, was den Aufstand der Kosaken auslöst; die Kosaken machen erbarmungslos die Roten nieder; die Roten lassen die Häuser ihrer Gegner in Flammen aufgehen; die Kosaken wehren sich gegen die Aufbringungskommandos, was zu neuen Unruhen führt. Ein barbarischer Kampf nimmt durch drei Jahre seinen unerbittlichen Lauf, bis Land und Mensch ausgehöhlt und ausgebrannt sind. Grigori Melechows Resignation am Ende des Buches ist Symbol der kosakischen Niederlage und des Sieges der Moskauer Macht.

Während Pasternaks „Dr. Schiwago" von philosophischer Analyse und den daraus sich ergebenden Schlußfolgerungen belastet ist, zeichnet sich Scholochows Darstellung durch einen bestechenden Realismus aus, bei dem sich alles, ohne Kommentierung des Autors, aus den Gestalten und ihrem Schicksal ergibt. Immer wieder aber versteht der Dichter Gleichnisse und Bilder zu schaffen, die packen, erschüttern und erregen. Seine Bilder aus dem Krieg und dem Bürgerkrieg erinnern in einzelnen Zügen an die berühmt gewordene Darstellung auf dem Gemälde „Der Krieg" von Otto Dix, das Grauen wird zur eindringlichen und unausweichlichen Mahnung, zum Appell an den Menschen. Szenen wie der Selbstmordversuch Nataljas oder jene, in der geschildert wird, wie Axinja auf einem Leiterwagen ein Kind zur Welt bringt — um nur zwei von den vielen Beispielen zu nennen —, sind von einer beinahe grausamen Eindringlichkeit, ohne aber jemals die Grenze des Erträglichen, des guten Geschmacks zu überschreiten.

Mit wenigen Strichen vermag Scholochow die Veränderungen der Gegebenheiten und Ereignisse darzustellen. Vom Beginn des ersten Weltkrieges heißt es: „Auf dem Felde des Todes

waren Menschen zusammengestoßen, die ihre Hände nicht in der Vertilgung von ihresgleichen geübt hatten. In tierischer Angst waren sie aufeinandergeprallt, stachen und schlugen um sich, verwundeten Menschen und Pferde, jagten dann auseinander, von einem Schuß erschreckt, der einen Menschen getötet hatte, und ritten schließlich, moralisch verkrüppelt, auf und davon. Dies alles wurde zur Heldentat geprägt!" Und so sieht die Situation zwei Jahre später aus: „Neunzehnhundertsechzehn. Oktober. Nacht. Regen und Wind. In der Nähe eines von Erlen umrahmten Sumpfes ziehen sich Schützengräben hin. Vor ihnen Drahtverhaue. Feuchte Kälte in den Gräben. Matt glänzt der Schutzschild des Beobachters. In den Unterständen hie und da Lichter." Suggestiver kann wohl die Verwandlung des Kriegs kaum dargestellt werden: vom Krieg mit eingelegter Lanze und Hurra-Rufen bis zur Trostlosigkeit des Stellungskrieges.

Gerade weil wir Scholochow im Zusammenhang mit Pasternak betrachten, ist für uns die Frage von Bedeutung, wie sich der Autor gegenüber der grausamen Konsequenz der Revolutionsvorgänge verhält. Und da finden wir eine seltsame Parallele: wenn auch graduell und der inneren Verhaltensweise nach verschieden, so verteidigen doch beide Autoren — aus der historischen Situation heraus — die Gewalttätigkeit der Revolution. Und beide lassen die Hoffnung anklingen auf eine endgültige Überwindung dieses Zustandes.

Wir erinnern uns an die Stelle bei Pasternak, wo er einen Kommandeur der Roten sagen läßt: „Wir hingegen betrachten das Leben als einen Feldzug; für jene, die wir liebten, haben wir Berge versetzt. Und obwohl wir ihnen nichts gebracht haben als Not und Kummer, haben wir sie nicht gekränkt, weil wir noch größere Märtyrer waren als sie."

Bei Scholochow nimmt die Stellungnahme schärfere Konturen an, aber sie bewegt sich auf der gleichen Linie. An einer Stelle

läßt er den überzeugten Revolutionär Buntschuk sagen: „Sie uns oder wir sie ... Einen Mittelweg gibt es nicht. Gefangene werden nicht gemacht! Auf Blut anworten wir mit Blut. Wer wen?? ... Krieg bis zur Vernichtung ... Verstehst Du? Solche wie Kalmykow einer war, muß man vertilgen wie Ungeziefer. Und jene, die vor Mitleid mit ihnen plärren, muß man ebenfalls niederknallen ... Hätte Kalmykow die Möglichkeit gehabt, er hätte uns alle, ohne seine Zigarette aus dem Munde zu nehmen, niedergeknallt."

Mit dieser Binsenwahrheit des Bürgerkrieges gibt sich allerdings Scholochow nicht zufrieden. Er stürzt den gleichen Buntschuk in Gewissenskonflikte, als er zu einem Hinrichtungskommando kommandiert wird. Er löst einen Kommandanten ab, von dem es heißt: „Vorige Nacht haben wir unseren Kommandeur ins Jenseits befördert ... Das war ein Sadist, ein Schuft, ein Halunke! Solche brauchen wir nicht. Diese Arbeit ist schmutzig, doch man muß auch hier sich seiner ganzen Verantwortung vor der Partei bewußt sein. Und man muß — versteh mich nur recht — die Menschlichkeit bewahren. Wir vernichten aus einem eisernen Muß heraus die Konterrevolutionäre, man darf aber keinen Zirkus daraus machen."

Die Frage ist schwer zu beantworten, ob hier ein Kommunist versucht, die Grausamkeiten der Revolution literarisch zu rechtfertigen, oder ob der Dichter durch die dichten Schwaden der Gewalt hindurch den Lichtstrahl der Überwindung dringen lassen will. Fast will es scheinen, als ob letzteres der Fall wäre. Denn Scholochows Konsequenz ähnelt sehr jener Freiheit Boris Pasternaks, „die leise und heimlich wächst wie das Gras". Am Schluß des ersten Bandes setzt er den Vers:

„In den Jahren der Unruhe und Sünde
beschuldige niemand seinen Nächsten!"

Scholochow ist ein Dichter. Dichter aber sind immer prägnanter

Ausdruck ihres Volkes, ihrer Zeit. Wir können nicht daran vorbeigehen, daß dieses Epos, mit dem sich die zeitgenössische russische Lieratur in die Reihe der großen literarischen Erscheinungen unserer Zeit gestellt hat, sich auch durch starke Gefühlstiefe auszeichnet. Die zarten, gleichnisträchtigen Landschaftsschilderungen, die Art, wie das Keimen und Blühen menschlicher Gefühle, Freundschaft und Liebe gestaltet wird, stehen den realistischen Schilderungen der Grausamkeit in nichts an Eindringlichkeit und Überzeugungskraft nach.

Wenn wir den Dichter Scholochow als Ausdruck seines Volkes ansehen dürfen, dann ist er gleich Pasternak, wenn auch auf andere Art, eine Hoffnung, daß die düsteren Wolken, die heute noch den politischen Horizont verdunkeln, eines Tages doch durch die menschliche Begegnung erhellt werden. Mehr als die politische Belastung der Gegenwart, die Fremdheit der beiden Welten, sollte doch die Tatsache wiegen, daß ein Werk wie dieses von Michail Scholochow zur großen europäischen Literatur der Gegenwart gehört, wie auch seine großen Vorgänger Turgenjew, Tolstoj, Dostojewskij u. a. immer zur europäischen Literatur gehört haben.

Es war ein glücklicher Zufall, daß die fahrplanmäßige Kursmaschine von Moskau über Lemberg und Budapest nach Wien voll besetzt war und uns für den Heimflug nicht mehr aufnehmen konnte. Wir wurden deshalb auf den Kurs Moskau—Prag umgebucht, auf dem das Paradestück der sowjetischen Luftfahrt, das Düsenflugzeug TU-104, verkehrt. Wir hatten also unvorhergesehen Gelegenheit, dieses Flugzeug kennenzulernen, das in einer Höhe von 10.000 bis 11.000 Metern mit einer Geschwindigkeit von etwa 900 Kilometern in der Stunde den Weg von Moskau nach Prag in knappen zwei Stunden und fünfzehn Minuten zurücklegt.
Vor etwa zwei Jahren in Dienst gestellt, waren die Sowjets die ersten, die das Düsenflugzeug im zivilen Luftverkehr eingesetzt haben. Es ist ein wahres Vergnügen, in einer solchen Maschine zu fliegen. Kaum merkbar hebt sie sich vom Boden ab, gewinnt außerordentlich schnell an Höhe, der donnernde Lärm der Düsen ist im Inneren kaum zu hören. Man sitzt wie in Abrahams Schoß und würde bestimmt darauf vergessen, daß Luft keine Balken hat, wenn man nicht wenige Wochen später die Nachricht gelesen hätte, daß ein solcher Riesenvogel über Sibirien abgestürzt ist.

Damals aber habe ich das noch nicht gewußt, räkelte mich in dem bequemen Polstersitz und gab mich der Freude über die vermeintliche Überwindung meines langen Mißtrauens gegenüber der Fliegerei hin. Während ich das gebratene Hühnerbein verzehrte und anschließend an einen „Start-Zuckerl" lutschte — die Gasfreundlichkeit der Luftverkehrsgesellschaften ist international und ziemlich gleichartig —, überdachte ich nochmals unseren Aufenthalt und versuchte die ersten Formulierungen

meiner Eindrücke und Folgerungen. Ich habe diese Überlegungen seither oft und oft überprüft, bei der Niederschrift eines jeden Kapitels, in vielen Gesprächen. Im Vordergrund stand damals wie heute die Frage, die auch russische Menschen mir gestellt haben: Was kann und soll getan werden, um das Mißtrauen hüben und drüben abzubauen, wie kann man das gegenseitige Verstehen vertiefen? Und die entscheidende Frage: Kann von der menschlichen Begegnung her eine Brücke geschlagen werden?

Die Antworten, die ich mir selbst auf die Fragen gegeben habe, waren auf dem Flug zwischen Moskau und Prag noch unter dem unmittelbaren Eindruck des Erlebten stehend, wie heute, da die Diestanz von Monaten dazwischenliegt. Ich glaube, es ist notwendig, einmal klar auszusprechen, was man von einander erwartet und wo die Hemmungen vor allem im Gespräch liegen.

Zunächst müssen wir festhalten, daß die Begegnung im wahren Wortsinn eine gegenseitige sein muß, mit der Bereitschaft, einander zu verstehen. Man hat immer wieder nicht nur das unbestimmte Gefühl, sondern vielmehr den konkreten Eindruck, daß diese Bereitschaft einseitig ist.

Mit einer Art starrsinniger Beharrlichkeit, die der von Kindern nicht unähnlich ist, denen lange Zeit unrecht geschah, erwarten sowjetische Gesprächspartner Verständnis für ihr Land, ohne selbst echtes Verständnis für den Partner, sein Herkunftsland und dessen Probleme aufzubringen. Die stereotypen Phrasen koexistenzieller Natur kann man schwerlich als echtes Verständnis nehmen. Die Ausgangsbasis des geschulten Sowjetbürgers ist die Überzeugung von der Überlegenheit seines Systems, und nur mit solchen Menschen kommt man meist zusammen. Daraus resultiert eine Überheblichkeit, die zumeist taktvoll in der Gesprächsformulierung nicht ausgedrückt wird, die aber die Gesprächsatmosphäre be-

lastet und die Unterhaltung in einen kühlen, distanzierten Rahmen zwingt.

Die den russischen Menschen auszeichnende Herzlichkeit blüht daher nur dort auf, wo sie sich von den sachlichen Fragen abwendet und in der belanglosen Plauderei verrinnt. Ein wichtiger Umstand, den man für den Mangel einer Vertiefung des menschlichen Kontaktes verantwortlich machen muß, ist der, daß Gepflogenheiten, die uns im Westen ganz selbstverständlich sind, bei der Begegnung mit sowjetischen Menschen so gut wie völlig fehlen: man wird kaum jemals in die Wohnung seines Gesprächspartners eingeladen, was zumeist die Voraussetzung für die Vertiefung des menschlichen Kontaktes ist; und man vermerkt es als Symptom, daß einem zumeist die Amtsadresse ausgehändigt wird, wenn man seinem Partner den Wunsch äußert, mit ihm in Kontakt zu bleiben. Man hat das Gefühl, daß bewußt eine gewollte Grenze errichtet wird, die nicht überschritten werden soll.

Es ist zweifellos keine taktische Phrase, wenn die Sowjets von ihrem Sicherheitsbedürfnis sprechen. Sie haben ihre Revolution gegen die konterrevolutionären Armeen und gegen die ausländische Intervention zum Siege geführt. Sie haben später in einer von allen kommunistischen Parteien der Welt offensiv geführten Propaganda die Furcht vor einem Interventionskrieg wachgehalten. Im Jahre 1941 schließlich hat das nationalsozialistische Deutschland überraschend und ohne Warnung den Krieg in die Sowetunion hineingetragen, von dem weite Teile des Landes in furchtbarer Weise in Mitleidenschaft gezogen wurden. Insbesondere das reale Erlebnis dieses zweiten Weltkrieges wird man als ein echtes Argument für dieses Sicherheitsbedürfnis gelten lassen müssen.

Der sowjetische Mensch beweist seine Einseitigkeit gerade in dieser Frage, weil er ein ebenso echtes und berechtigtes Sicher-

heitsbedürfnis des Westens gegenüber dem Osten nicht sehen, geschweige anerkennen will. Er vergißt, daß schon der Interventionskrieg der Revolutionszeit unter der Voraussetzung gesehen werden muß, daß die bolschewistische Revolution das Ziel einer gewaltsamen Zertrümmerung der bestehenden Gesellschaftsordnung in der Welt, die Weltrevolution, von allem Anfang an ins Auge gefaßt hatte. Bewaffnete Aufstände in Mitteleuropa, in Sachsen, Bayern und Ungarn haben eine zu deutliche Sprache gesprochen, als daß man diese Zielsetzung hätte zu wenig ernst nehmen können.

Entscheidend aber für das berechtigte Sicherheitsbedürfnis des Westens ist das Verhalten der Sowjets nach 1945. Sie haben sich nicht damit begnügt, im Sinne ihres Sicherheitsbedürfnisses eine Vorfeldzone, ein Bündnissystem unter ihrer Kontrolle, zu schaffen. Überall folgte der Einbeziehung in die Interessensphäre der UdSSR der kommunistische Staatsstreich: Warschau, Prag, Budapest, Bukarest und Sofia. Nicht zu vergessen, die Entwicklung der deutschen Sowjetzone zur Deutschen Demokratischen Republik. Vom Westen aus gesehen hat es auch schockierend gewirkt, daß das sozialistische Vaterland der Werktätigen, wie die UdSSR sich gerne bezeichnet, die Nachkriegsfragen im klassischen Stile imperialistischer Politik löste, etwa als es Polen die deutschen Gebiete bis zur Oder-Neiße zugestand, als Ersatz für die polnischen Ostgebiete, die es sich selbst einverleibt hat.

Alle Argumente, die ein sowjetischer Gesprächspartner gegen diesen Gesichtspunkt einwenden könnte, sind bekannt, sie vermögen aber nichts daran zu ändern, daß es neben dem verständlichen und berechtigten Sicherheitsbedürfnis der UdSSR auch ein solches des Westens gibt, dessen Ursachen im Osten zu suchen sind.

Wenn die Begegnung mit sowjetischen Menschen fruchtbar

sein soll, dann setzt dies zweierlei voraus: einmal, daß der Beobachter aus dem Westen unvoreingenommen die Leistungen der UdSSR anerkennt, andererseits aber, daß sich der sowjetische Partner darüber im klaren ist, daß die Maßstäbe sehr verschieden sind und naturnotwendig sein müssen. Die Leistung des gegenwärtigen Systems in der UdSSR besteht ja vor allem darin, daß es einen Nachholbedarf in der industriellen Entwicklung des Landes bewältigt hat, die während der zaristischen Zeit hinter der gleichen Entwicklung des Westens nicht nur zurückgeblieben, sondern auch überdies stark überfremdet war. Der sowjetische Mensch muß also verstehen, daß vom Menschen des Westens, der aus einem industriellen Milieu kommt, diese Leistungen in ihrer besonderen russischen Bezogenheit gewertet werden. Um nur ein Beispiel zu nennen: Man wird die großen modernen Stauwerke imponierend finden, in ihnen aber kein achtes Weltwunder sehen, wenn man auch nur aus einem kleinen Land wie Österreich kommt, das immerhin über einige Kraftwerke etwa vom Range Kapruns verfügt. Wenn es uns also nicht gleich vor Bewunderung den Atem verschlägt, wir vielmehr trotz aller Anerkennung gelassen bleiben, dann darf man darin weder Respektlosigkeit noch Neid gegenüber der fraglosen sowjetischen Leistung sehen.

Wir verstehen es schon, wenn man uns zu allererst und vor allem die Früchte und Erfolge einer Arbeit zeigen will, die Millionen Menschen unter vielen Entbehrungen vollbracht haben. Wir erwarten aber auch, daß man jede unserer Fragen, sei es nach sozialen oder hygienischen Verhältnissen, nach statistischen Angaben, nach Geschichte, Religion und vieles andere, unvoreingenommen hinnimmt und beantwortet. Auch dann, wenn es sich um problematische Dinge handelt. Wir meinen, daß es im Interesse der UdSSR liegen müßte, gerade solche Fragen bereitwillig und erschöpfend zu beantworten, deren

Wurzel sich von der antisowjetischen Propaganda herleitet. Denn die Beseitigung von Mißverständnissen ist zuvorderst nötig. Es steckt nicht hinter jeder Frage Mißtrauen oder gar Spionageabsicht. Gerade in dieser Beziehung scheint sich in Rußland nichts geändert zu haben. Wenn man Reiseberichte aus der zaristischen Zeit liest, auch solche, die bereits ein Jahrhundert zurückliegen, stößt man immer wieder auf die Symptome des Mißtrauens und der Spionagefurcht, mit denen sich der Reisende abzufinden, oder besser: abzuquälen hat.

Wenn wir immer wieder darauf hinweisen, daß das sowjetische System nur aus den besonderen geschichtlichen, soziologischen, wirtschaftlichen und kulturellen Bedingungen Rußlands erfaßt werden kann, dann hat das einen besonderen, für uns sehr triftigen Grund. Wenn die Sowjets diese unsere Einschränkung nicht gerne hören und sie als Versuch werten, ihre Leistung herabzumindern, dann liegt hier wieder ein typischer Mangel vor, den Partner verstehen zu wollen. Nicht die Sowjets, sondern wir sind die Angegriffenen. In jedem europäischen Lande, mit wenigen Ausnahmen, stehen kommunistische Parteien im Angriff gegen das bestehende System. Im Zentrum ihrer Propaganda steht die These, daß die Sowjetunion das beispielgebende, beste aller gesellschaftlichen Systeme sei. Jedes positive Urteil, das ein Nichtkommunist über die Sowjetunion abgibt, wird von den Kommunisten seines Landes zur propagandistischen Falschmünze umgeprägt. Deshalb sind wir gezwungen, unsere positiven Eindrücke gegen diese Propaganda abzugrenzen. Denn wenn wir das sowjetische System in seiner Bezogenheit auf die besonderen russischen Verhältnisse in vieler Beziehung auch anerkennen, so kann das niemals so ausgelegt werden, daß es für uns nachahmenswert wäre. Ein System, das nach eigenen Angaben heute erst an der Schwelle steht, unseren technischen und sozialen Standard zu erreichen, kann für uns keine Verlockung

sein, weil wir auf diesen wichtigen Gebieten des modernen Lebens seit Generationen in einer kontinuierlichen Entwicklung stehen und keinen Nachholbedarf haben, der mit großen Opfern des einzelnen und der Gemeinschaft erkauft werden müßte.

Als ich in der TU-104 saß, überdachte ich das Gespräch über die Freiheit, das ich mit einem jungen Kommunisten geführt hatte. Ich werde an dieses Gespräch immer wieder denken, weil es für uns sehr aufschlußreich ist. Er verteidigte das sowjetische Einparteiensystem mit den Worten: „Wir wissen, daß unsere Freiheit nicht absolut ist. Aber glauben Sie, daß es die Ihre ist?"

Nein! Wir wissen, daß auch unsere Freiheit von zahlreichen Abhängigkeiten eingeschränkt wird. Eine absolute Freiheit kann es für niemand geben, der in einer Gemeinschaft lebt, gleich wie diese geartet und organisiert ist. Wir sind nicht blind und übersehen nicht, daß auch das Einparteiensystem seine Vorteile hat. Aber auch das Einparteiensystem ist und kann nicht frei sein von einander widersprechenden politischen Auffassungen, die um Einfluß und Macht ringen: von den Prozessen gegen die altkommunistische Führungsschicht in den dreißiger Jahren angefangen bis zu Schukow, Malenkow und Bulganin gibt gerade das sowjetische System ein Beispiel mit unübersehbarer Beweiskraft dafür. Wir glauben, daß es besser ist, diese widerstreitenden Meinungen und die daraus resultierenden Machtkämpfe werden öffentlich auf der Plattform mehrerer Parteien ausgetragen, anstatt das Volk immer aufs neue mit der Mitteilung zu schockieren, daß Männer, von deren Integrität es gestern noch überzeugt war, sich als Verräter und Saboteure entpuppt hätten.

Die unmittelbare Gesprächserfahrung ist demnach wenig er-

mutigend, wenn man von der Begegnung der Menschen zweier Völker die direkte Befruchtung der friedlichen Entwicklung erwartet, wie das bei uns im Westen selbstverständlich ist. Man sieht sich, mehr oder weniger deutlich ausgesprochen, immer wieder vor die herausfordernde Frage gestellt: „Nun, bekenne, welches System ist eigentlich das bessere: das sowjetische oder das deine?" Welche Antwort erwartet wird, ist selbstverständlich.

Trotzdem: das Gespräch sollte im Gang bleiben, oder besser: erst richtig in Gang gebracht werden. Einmal, weil es uns selbst Einblicke in jenes System gewährt und also davor bewahrt, es falsch einzuschätzen. Zum anderen aber, weil, auf weite Sicht gesehen, die Wechselwirkung nicht ausbleiben kann. Der wichtige Grund aber für die Aufrechterhaltung dieses Gespräches, der Begegnung von Mensch zu Mensch, ist der Umstand, daß es sich dabei um einen Bestandteil der These von der Koexistenz handelt. Koexistenz, das friedliche Nebeneinander zweier verschiedener politischer und wirtschaftlicher Systeme, ist die Lieblingsformel des sowjetischen Ministerpräsidenten Chruschtschow. Sie wurde und wird im Westen meist mißverstanden. Wer sie bejaht, wird häufig als Neutralist verschrien. Zuwenig wird die harte Frage gestellt, ob es überhaupt einen anderen Ausweg gibt, wenn man den Krieg vermeiden will. Und wer kann den Krieg schon wollen? Es handelt sich einfach darum, die Koexistenz als das zu erkennen, was sie ist, und sich richtig darauf einzustellen.

Chruschtschows Koexistenz ist keine Friedensschalmei, sondern ein Fehdehandschuh, der uns hingeworfen wurde. Er selbst hat es unverblümt ausgedrückt: er brauche und wolle keinen Krieg, denn das von ihm repräsentierte System sei das richtige und bessere, der Kapitalismus werde von selbst absterben. Frei nach Churchill variiert heißt das: „Wir lassen die Kapitalisten in ihrem Saft schmoren, bis sie sich selber auf-

fressen." Nicht nur Chruschtschow, die neue sowjetische Gesellschaft braucht für ihre völlige Konsolidierung den Frieden. Wir wollen den Krieg nicht, weil wir ihn innerhalb einer Generation zweimal erlitten haben. Nehmen wir also den Fehdehandschuh der Koexistenz auf.

Dieses friedliche Nebeneinander wird ein hartes und zähes Ringen sein. Wir haben die Zeit zu nützen, um Chruschtschow und den Seinen zu beweisen, daß unser System sich nicht selbst auffressen wird. Wir werden dieses friedliche Nebeneinander bestehen, wenn wir in unserer Welt jene politischen, wirtschaftlichen und sozialen Reformen mutig in Angriff nehmen, die notwendig sind, dem letzten unserer Bürger das Bewußtsein zu geben, daß es für ihn keine bessere Welt geben kann als die, in der er lebt.

Gerade unter diesem Gesichtspunkt aber kann das Gespräch von Mensch zu Mensch, über den trennenden Graben hinweg, von großer Bedeutung sein; einfach zu beweisen, daß wir jene aggressiven Absichten nicht haben, die uns der Kreml in der russischen Bevölkerung unterschiebt. Den sowjetischen Führern ist es, insbesondere im Zusammenhang mit dem 2. Weltkrieg, gelungen, die sowjetische Bevölkerung mit Furcht und Mißtrauen zu erfüllen, der „kapitalistische Westen" wolle ihr die „Errungenschaften des Sozialismus" entreißen. Dieses Trauma zu zerstören, kann jedes Gespräch fördern.

Vom Kreml her gesehen ist die Koexistenz ein taktischer Schachzug missionarischer Aggression. Auf der menschlichen, wirtschaftlichen und politischen Ebene werden wir keine größere Aufgabe zu erfüllen haben, als dem Osten zu beweisen, daß kein Anlaß besteht, uns zu bekehren. Der Pegelstand der menschlichen, wirtschaftlichen, sozialen Entwicklung zeigt heute immer noch an: was für den sowjetischen Menschen Fortschritt ist, wäre für uns Rückschritt.

SKIZZENBUCH DER KAMERA

BILDNACHWEIS:

Die Aufnahmen stammen von:

Walter Pollak (42)

Andreas Kirschhofer (29)

Herbert Lucht (3)

Alfred Pührer (3)

Prof. Wilhelm Bayer (2)

Dr. Ernst Fleischmann (2)

Lothar Rübelt (2)

Brüder Basch (1)





Oben: In den Straßen der sowjetischen Städte stößt man überall auf arbeitende Frauen.
Rechts oben: Wartende Frauen auf einem ukrainischen Bahnhof.
Rechts unten: Tataren und Tschuwaschen bieten ihre Waren an.

Vorhergehende Seite: Diese primitive Hütte in der Steppe bei Stalingrad ließ ihre ansprechende innere Einrichtung kaum vermuten.

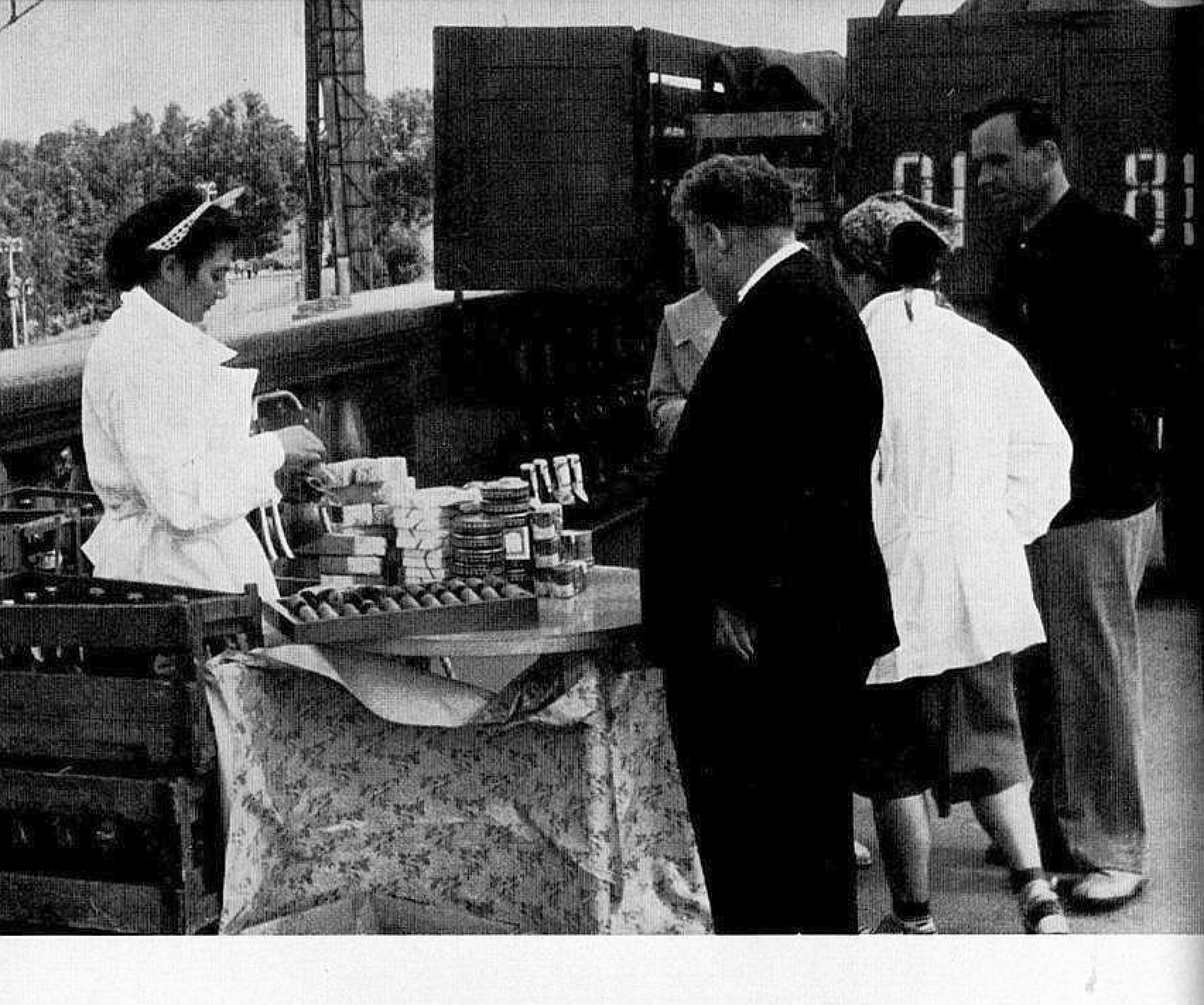
КАМЕРА ХРАНЕНИЯ



Gegenüberliegende Seite:
Szenen im Moskauer Gorki-Park.

Oben und rechts:
Einkauf im Moskauer Kaufhaus GUM.



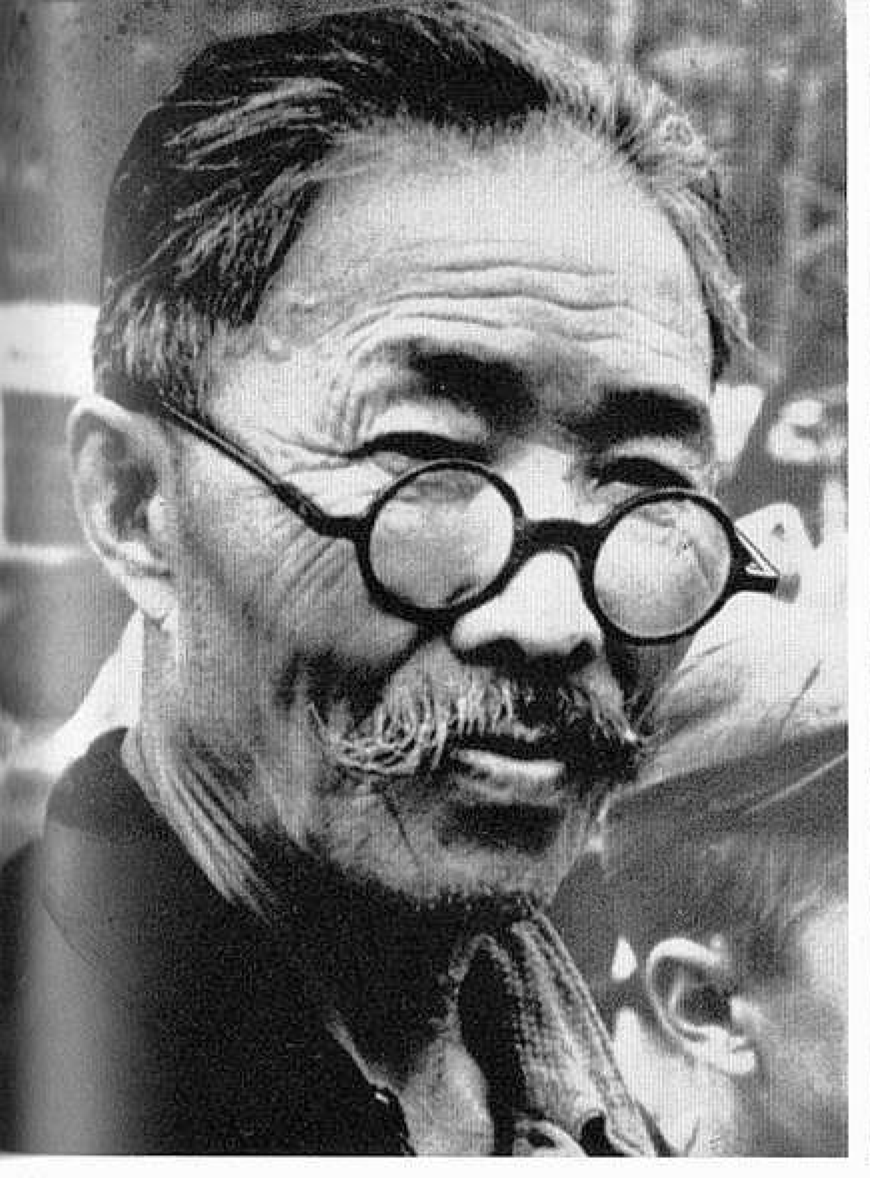


Oben: Eine Unzahl fliegender Händler gehört zum normalen Straßenbild Moskaus.

Rechts oben: Ein für Rußland nicht ungewöhnliches Bild: Schachspieler in einem öffentlichen Park.

Rechts unten: Ein Gastgarten im Park von Peterhof.





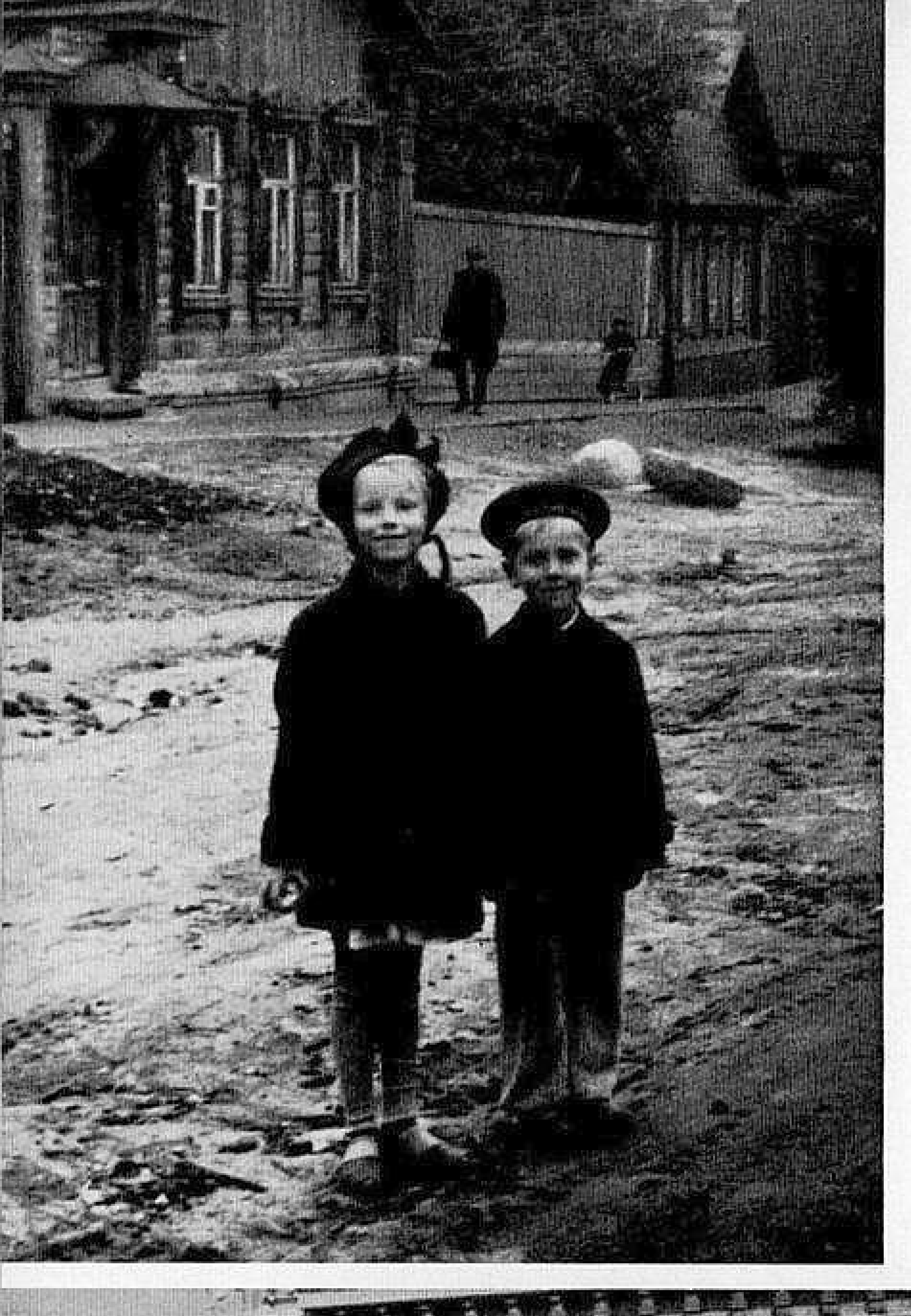


Sowjetische Typen.



Oben: Die Popen gehören wohl zu den seltenen Erscheinungen in der Sowjetunion, die sich seit der Zarenzeit nicht verändert haben.

Rechts oben: In der Moschee von Kasan, der Hauptstadt der tatarischen Republik.
Rechts unten: Mohammedanisches Begräbnis in Kasan.



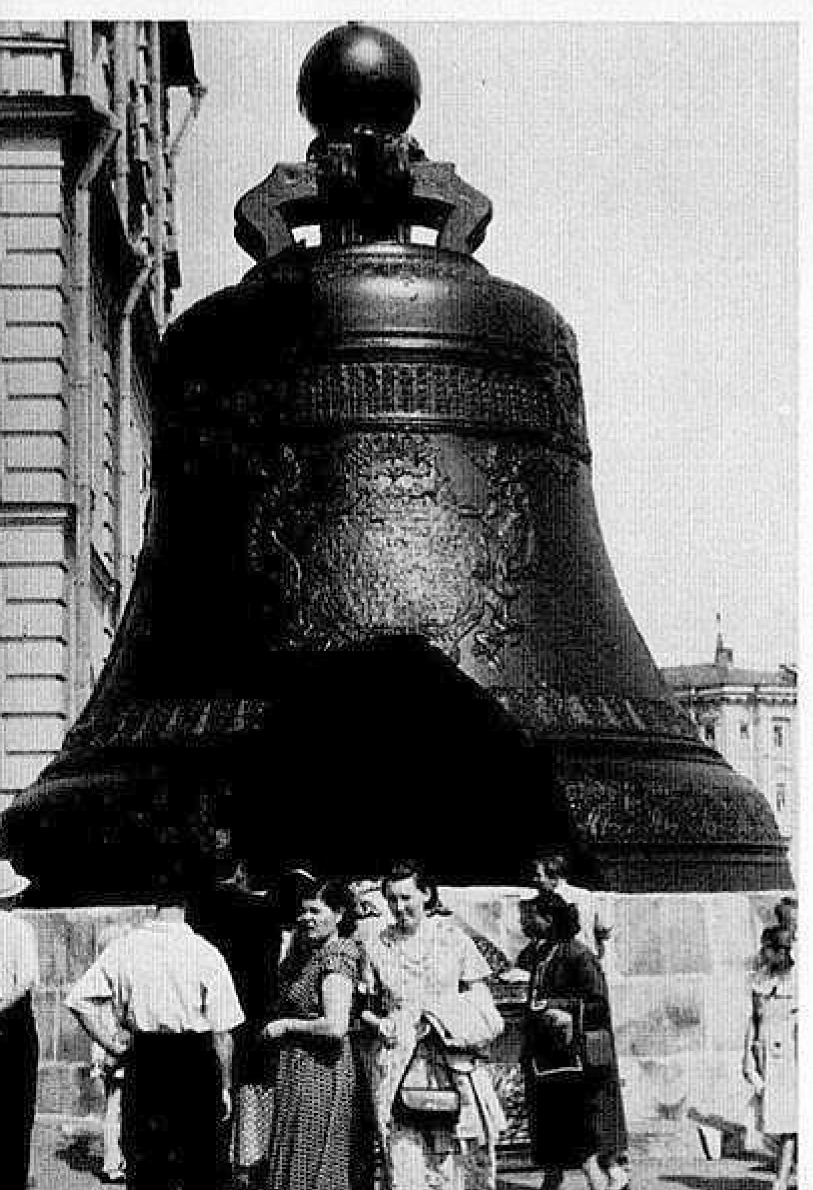
Links: Die Kleidung dieser Kinder dokumentiert das Streben nach kleinbürgerlichem Lebensstil.

Unten: So wie hier im Flußbahnhof Chimki werden Intourist-Reisegruppen überall mit verhältnismäßig großem Aufwand empfangen.

Oben: Die sowjetischen Staatsmänner Chruschtschow und Mikojan bei den Erdölverhandlungen mit Österreich, 1958. Ihnen gegenüber der österreichische Bundeskanzler Raab und Vizekanzler Pittermann.

Rechts: Parade auf dem Bahnhof in Leningrad bei der Ankunft der österreichischen Regierungsdelegation.





Oben: Das Lenin-Stalin-Mausoleum auf dem Roten Platz in Moskau ist ständig von Besuchern umlagert.

Links: Die Zarenglocke gehört zu den großen Fremdenattraktionen im Kreml.

Rechts: Eingang zur Himmelfahrts-Kathedrale im Moskauer Kreml.





Im Palast des Kremls, in unmittelbarer Nachbarschaft der alten Kathedralen, tagt auf dem Hügel über der Moskwa der Oberste Sowjet.



Verkündigungs-Kathedrale (links) und die Kathedrale zum Erzengel Michael.

Links: Die Türme der Basilius-Kathedrale auf dem Roten Platz in Moskau.

Unten: Der Rote Platz mit der Kremlmauer und der Basilius-Kathedrale, die, ebenso wie alle Kreml-Kathedralen, nur noch Museum ist.



Eine für die west-östliche Stildurchdringung interessante Fassade im Kreml.

Oben: Auf dem Gelände der Moskauer landwirtschaftlichen Ausstellung ist die Vielfältigkeit der Baustile der verschiedenen Völker der UdSSR vereinigt.

Rechts: Sehr viele einfache Menschen, vor allem Frauen, gehören zu den ständigen interessierten Besuchern der Moskauer Tretjakow-Galerie.

Links unten: Die Lomonossow-Universität in Moskau.

Rechts unten: Trotz ihrer naiven Auffassung und des beinahe kitschigen Stils ist diese Skulptur vor der Universität bezeichnender Ausdruck des Bildungsstolzes der sowjetischen Menschen.





Oben: Blick von den Leninbergen auf das Leninstadion und die Silhouette von Moskau.

Rechts: Vom größten Hotel der Sowjetunion „Ukraina" weitet sich der Blick über die Gegensätzlichkeiten einer Stadt im Werden.





Eines der typischen Moskauer Holzhäuser, das allerdings weit besser erhalten ist, als die meisten anderen.



Oben: Dieser moderne Moskauer Kino-Palast könnte überall im Westen stehen. Nichts deutet mehr auf den überladenen Stil der Stalin-Zeit hin.

Nächste Seite links: Der bjelorussische Bahnhof in Moskau.

Rechts: Die Metrostation Komsomolskaja, ein typisches Produkt des Repräsentationsstils der Stalin-Ära.

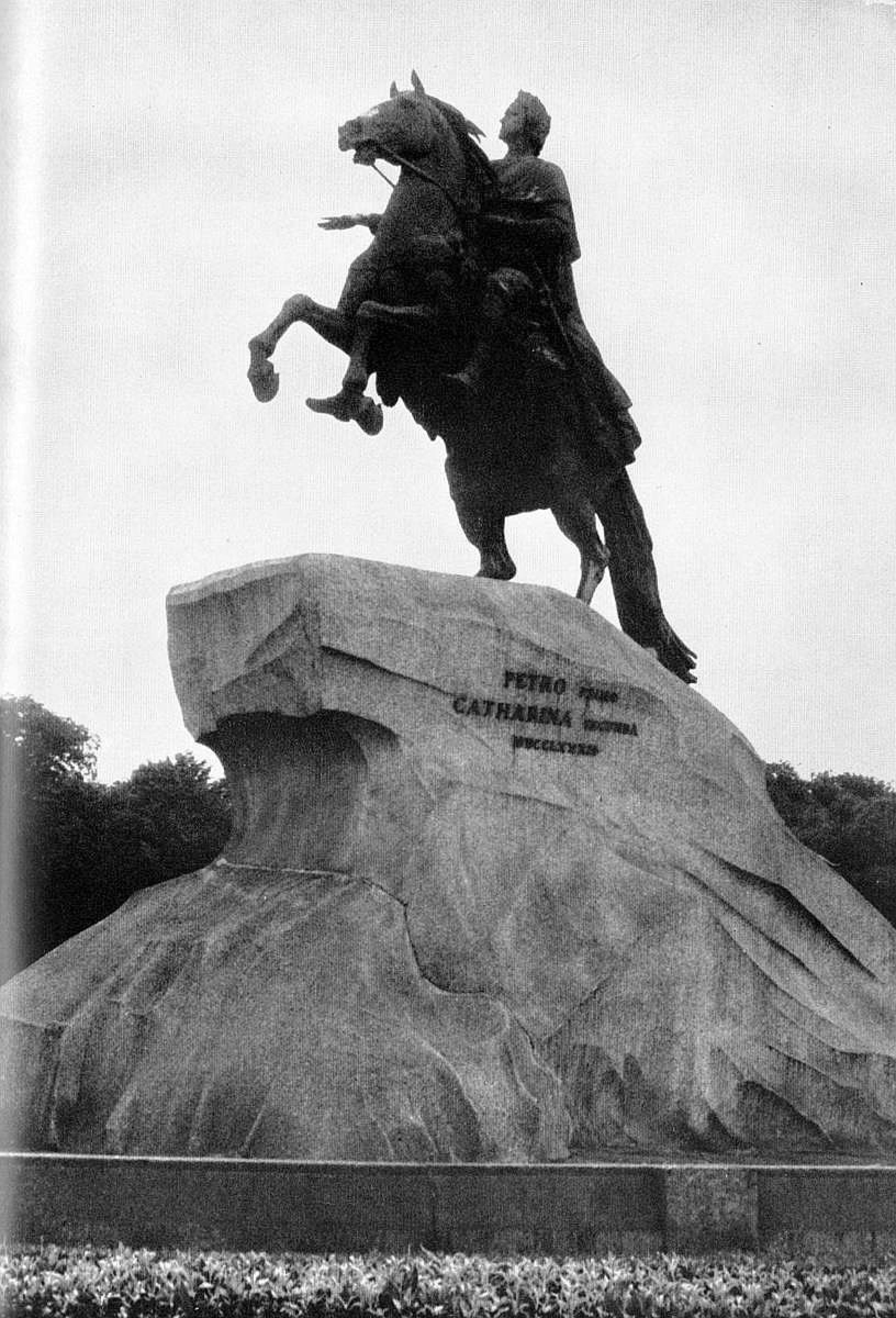




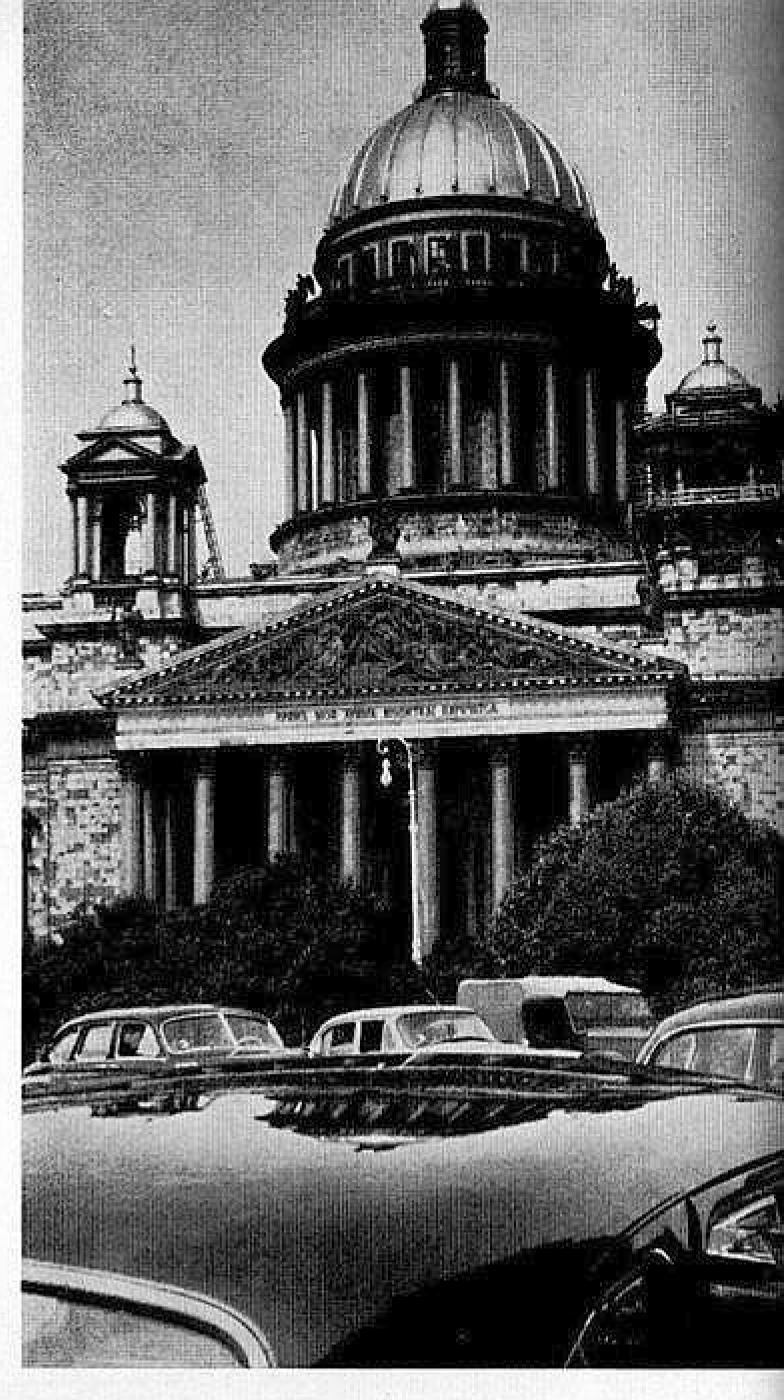


Oben: Der frühere Palast der Admiralität in Leningrad.

Rechts: Das Denkmal Peter des Großen in Leningrad.


PETRO
CATHARINA

Rechts: Die Isaaks-Kathedrale in Leningrad.





Links: Die Gedächtniskirche für den 1881 ermordeten Zaren Alexander II., ein architektonisches Zeugnis für den Versuch, im 18. Jahrhundert den byzantinischen Stil wiederzuerwecken.



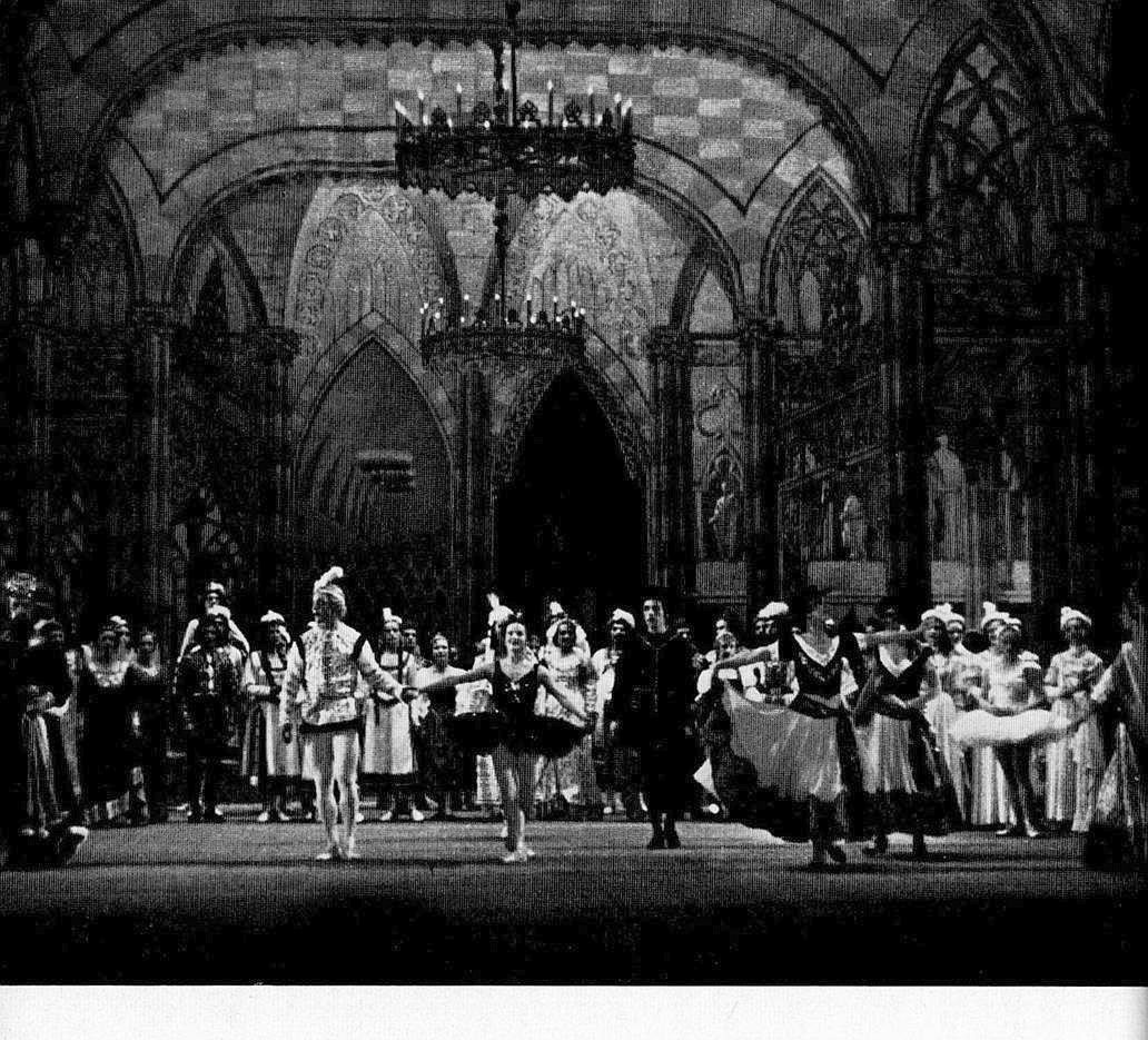
Die Smolny-Kirche in Leningrad.



Oben: Die der Newa zugekehrte Front des Winterpalais.

Rechts: Hauptportal des Winterpalais.

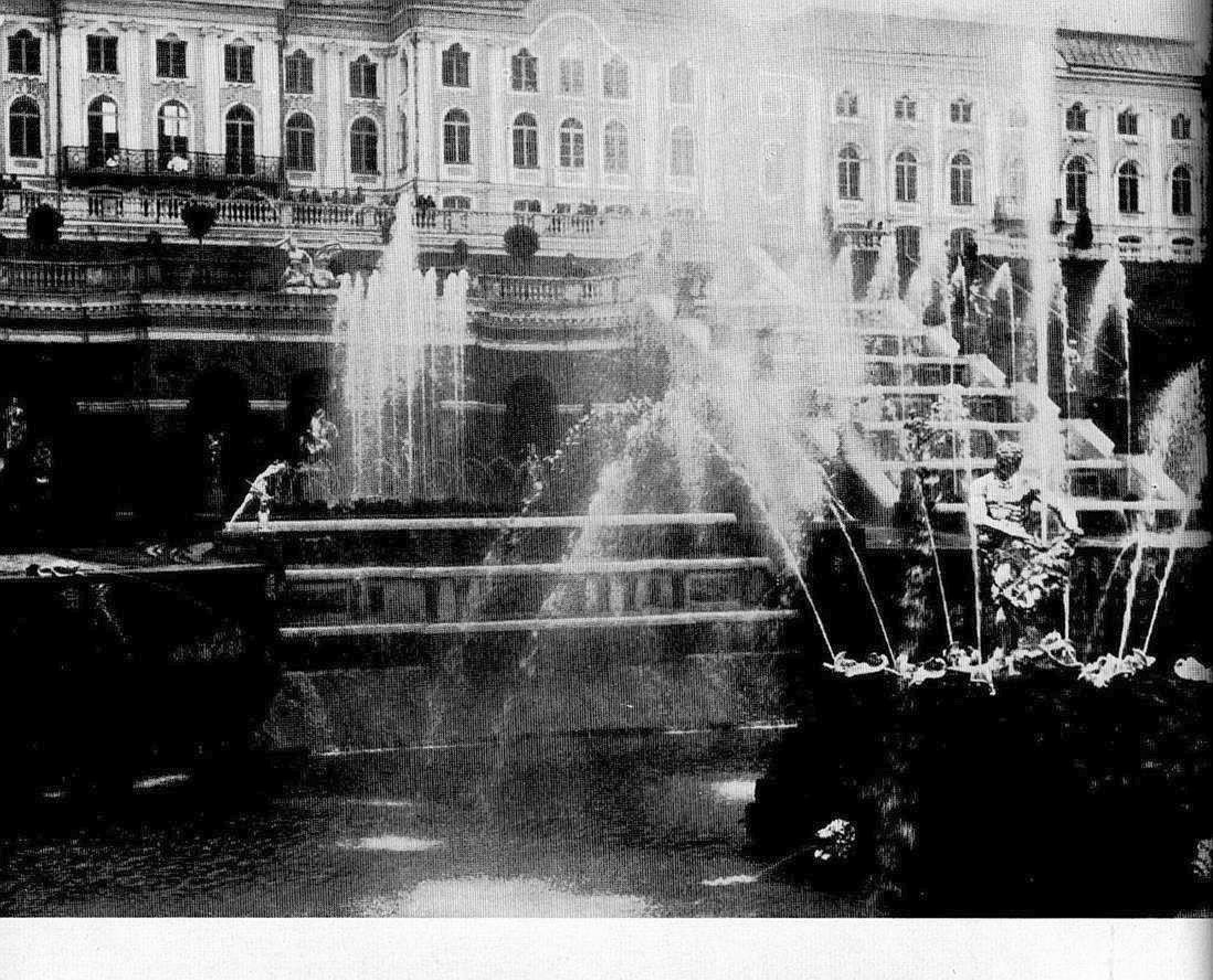




Oben: Schwanensee-Aufführung in der Leningrader Oper.

Rechts oben: Das Smolny-Palais, von dem aus die Massen unter Führung Lenins im Jahre 1917 zum Winterpalast marschierten, um Kerenski zu stürzen.

Rechts unten: Der Panzer Antikapitalist, von dem aus Lenin 1917 vor dem finnischen Bahnhof zu den Massen gesprochen hat, steht heute als Denkmal im Hof des Lenin-Museums in Leningrad.



Die Wasserspiele vor dem Schloß Peterhof.





Oben und links: Beim Wiederaufbau des während des zweiten Weltkrieges zerstörten Schlosses Peterhof wurde nicht darauf vergessen, die alten Embleme des orthodoxen Kreuzes und des Doppeladlers der Zaren in gleißendem Gold wiederzuerrichten.

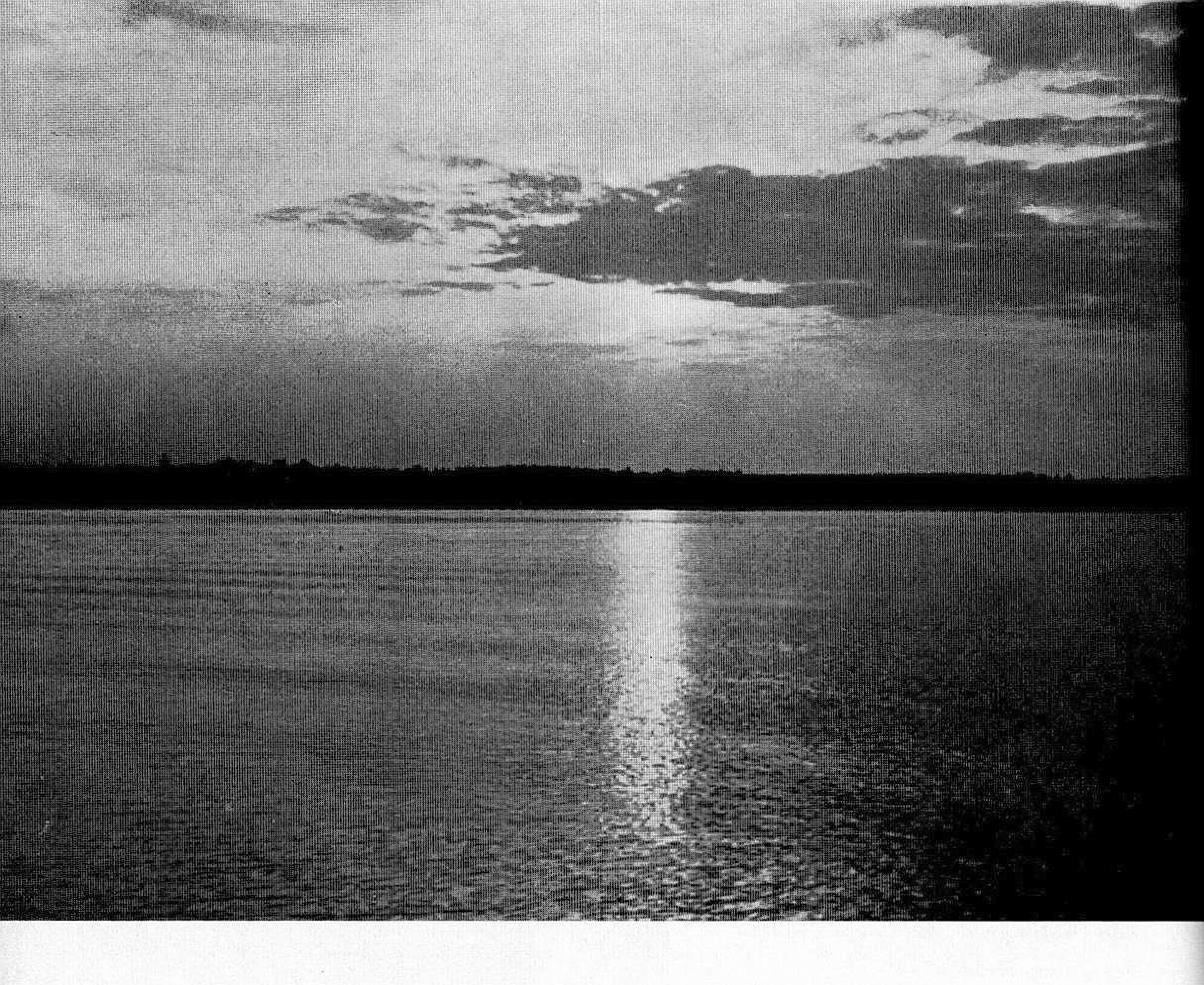


Auf dem im zweiten Weltkrieg zu trauriger Berühmtheit gelangten Mamajew-Hügel in Stalingrad erhebt sich eine zerschossene Panzerkuppel als Denkmal.



Oben: Das neuerrichtete Theater von Stalingrad auf dem „Platz der toten Helden“.

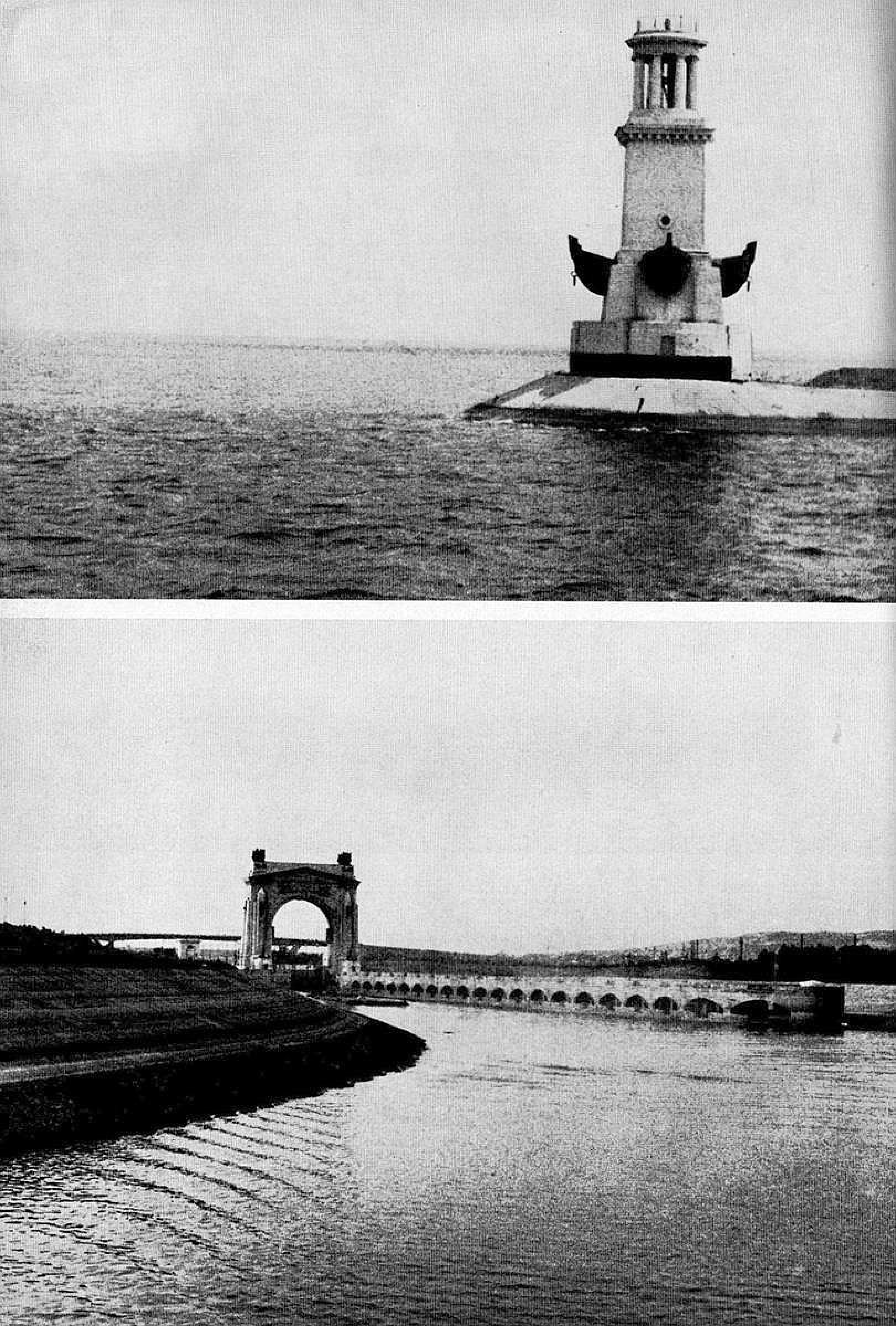
Rechts: In diesem Hause vollzog Feldmarschall Paulus die Kapitulation der 6. Armee.



Abendstimmung auf der Wolga.



Eines der für die Wolga typischen Riesenholzflöße.





Oben: In den Provinzstädten bestimmen immer noch Pferdefuhrwerke das Bild des Verkehrs.

Links oben: Leuchtturm im Zemljansker Meer.

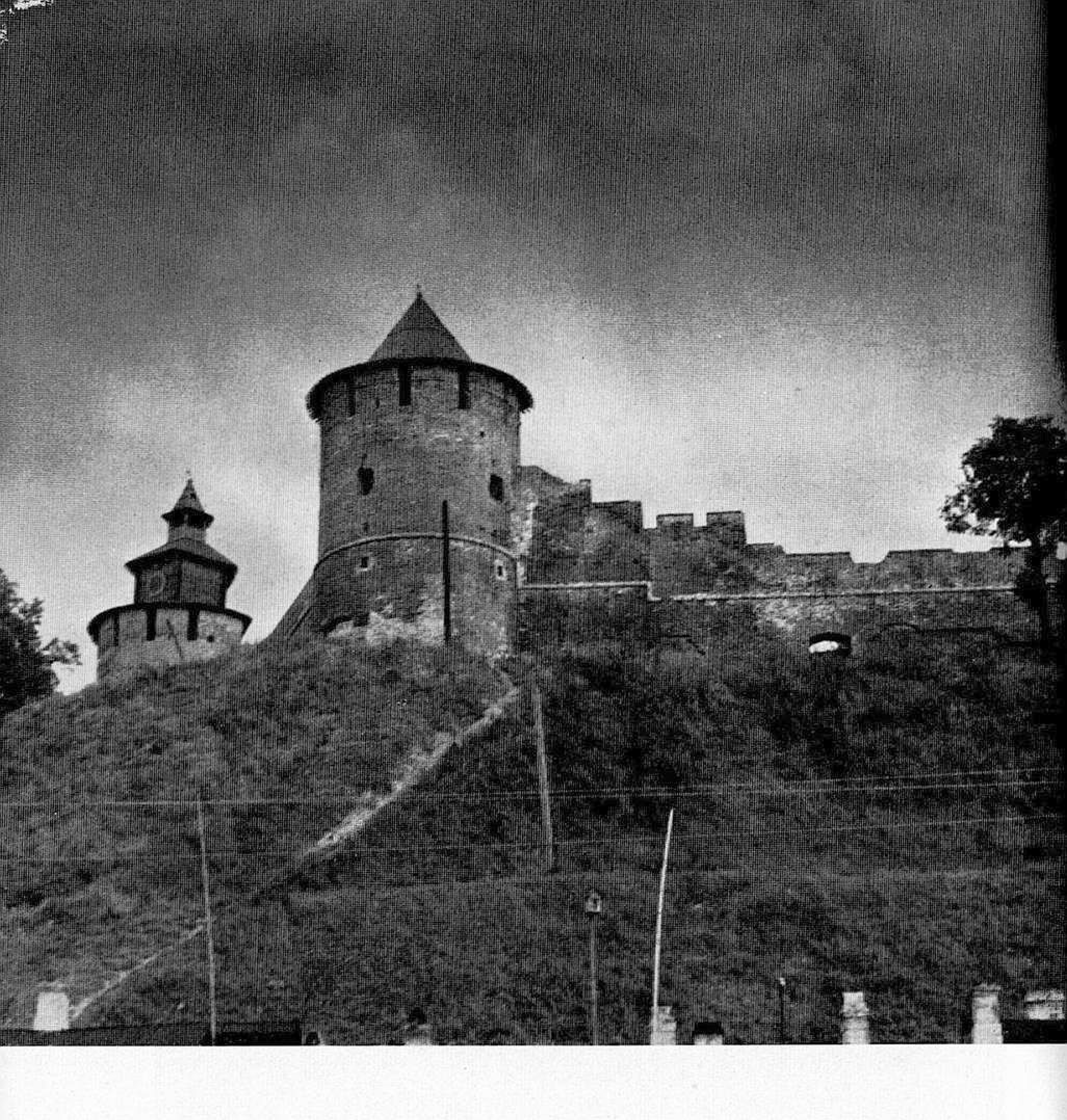
Links unten: Schleuse im Wolga-Don-Kanal.





Oben: Das Haus des Patriziers und Freundes Peters des Großen, Stroganow, in Gorki, das dem Verfall preisgegeben wird.

Links: Der imposante Turbinenraum des Wolgakraftwerkes von Kuibischew.



Der Kreml von Gorki.



Ein desolates Fabriksgebäude in Uljanowsk.



Das Wohnhaus der Familie Uljanow (Lenin) in Uljanowsk. Heute hat es, wie alle Lenin-Gedenkstätten, den Charakter eines Wallfahrtsortes.